

DR. WOLFGANG UTSCHIGS NEUJAHRSSCHRIFT 2008
DR. WOLFGANG UTSCHIG'S NEW YEAR'S COMPOSITION 2008
L'ÉTUDE A L'AN NOUVEAU DE DR. WOLFGANG UTSCHIG 2008

W o l f g a n g U t s c h i g

JAKOB VAN HODDIS: „*Weltende*“

Eine interpretierende Darstellung

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Atlas 93 152 Nittendorf 2008
Email: Lancelotpropre@aol.com

Dr. Wolfgang Utschigs Neujahrsschrift 2008
Dr. Wolfgang Utschig's New Year's Composition 2008
L'Étude à l'An Nouveau de Dr. Wolfgang Utschig 2008

Wolfgang Utschig
JAKOB VAN HODDIS: „Weltende“
Eine interpretierende Darstellung

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Atlas 93 152 Nittendorf 2008, Zweite Auflage Juli 2010
Email: Lancelotpropre@aol.com

Wolfgang Utschig
 JAKOB VAN HODDIS: „*Weltende*“
 Eine interpretierende Darstellung

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
 in allen Lüften hallt es wie Geschrei,
 Dachdecker stürzen ab und gehen entzwei
 und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.
 der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
 an Land, um dicke Dämme zu zerdrücken,
 Die meisten Menschen haben einen Schnupfen
 Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Alte und neue Gedichte existieren, die sich mit Katastrophen der Menschheit befassen, mit dem Krieg etwa (ANDREAS GRYPHIUS, GEORG HEYM), mit den Pestilenzen, ja gar mit den während der zweiten großen Welt-katastrophe erfolgten Massenmorde, zu denen eindeutig nicht nur die nationalsozialistischen zählen, sondern auch die in den sowjetischen Gulags und noch anderswo geschehenen, in Dresden etwa, und die sogenannten Nanking-Massaker ebenfalls. Bei diesen schlimmen Ereignissen können wir jetzt nicht verweilen. Denn es geht um Jakob von Hoddis überaus kurzes Gedicht „*Weltende*“. Nicht nur Christen glauben an ein (wie auch immer geartetes) Ende der Welt. Wie allgemein bekannt sieht selbst die Astrophysik ein solches vor. Die größte Gefahr für die Fortexistenz der Erde bedeutet ein *Meteoriteneinschlag*. Und eben liest man in der Zeitung, möglicherweise stehe der Mars vor einem solchen; Wissenschaftler haben errechnet, dass die Wahrscheinlichkeit des Mars-Treffers bedenkliche 1:75 beträgt.

Ein großer Meteoriteneinschlag auf der Erde könnte in der Tat das Ende des belebten Planeten bedeuten. Unvorstellbar schrecklich vernichtende Turbulenzen entwickelten sich, tosten sich in unserer Atmosphäre aus. An so etwas denkt man

zunächst im Falle von HODDIS' Gedicht. Der Name meint übrigens ein Anagramm von *Johansen*. So der wirkliche Autorennamen.

An erwähnte mögliche Weltall-Katastrophen erinnert man sich bei diesem kleinen Werk. Unbändig starke Wirbel bilden sich in der Luft. Dadurch werden den Binnenlandbewohnern zunächst nur die Hüte von den Köpfen geweht. Aber es kommt schlimmer, je weiter man liest, also von Zeile zu Zeile, die sich trotz ähnlicher Inhalte dennoch ganz auffällig voneinander absetzen. Es scheint unverständlich, dass sie wenig miteinander zu tun haben, lediglich Reihungen bedeuten. Sie beziehen sich zwar insgesamt auf ein- und denselben, jedoch unverständlichen Vorgang. Folglich hängen sie alle irgend gegenseitig zusammen. Die Lüfte sind voller Geschrei. Ist es Lärm, von apokalyptischen Reitern verbreitet? Eher noch euphemistisch für das ungeheure Getöse gewisser möglichen Katastrophen. Nämlich das entsteht, wenn ein großer Himmelskörper in die Erdatmosphäre eindringt und sich an der Luft zerreibt, die Temperaturen hochtreibend, sodass Stürme wahrlich unbekanntes Ausmaßes entstehen. Und dann, beim Einschlag folgen die schlimmsten Erschütterungen, Beben und Kraterbildungen. Auf den Häuserdächern arbeitende Menschen werden heruntergeweht wie nichts. Ansteigende Hitze oder anderes erzeugt an den Gestaden hohe Fluten. Die Meeresspiegel steigen. Kommt eine Sintflut?

Über die bislang geschilderten Vorgänge ist derjenige, der sich in dem Gedicht äußert, aber doch nicht so ganz sicher, weil er das Erwähnte bislang offenbar nur aus Zeitungen vernommen hat, wie er in einer eingeschalteten Paranthese mitteilt. Zeitungen schreiben viel, Im Ganzen mäßigend-calmierend klingt das ganze Stück schließlich doch, mit den ziemlich regelmäßigen klassischen fünfhebigen Jamben. Auch die Vokalklänge scheinen durchaus ausgeglichen, jedenfalls nach erstem Hinhören. Man vernimmt fast alle Vokale, doch ergibt sich eben kein Wohlklang. Denn die Laute kontrastieren zu gewaltig mit dem Inhalt, der ein Szenario andeutet, mit dem

wir beispielsweise ebenfalls zu rechnen hätten, wenn sich die Aufheizung der Erdatmosphäre noch gewaltig fortsetzt. Man assoziiert bei der Lektüre also Weltuntergangs-Szenarien, die heute nicht ganz undenkbar sind, sodass überhaupt kein Anlass besteht, ältere Szenographen zu belächeln. Wir denken an die CO₂-Aufheizung, für die freilich nicht ein Himmel, sondern die ganze Menschheit, ihre Vermessenheit, Gleichgültigkeit und Gier allein und voll verantwortlich sind. Weitere Vernichtungsszenarien wollen wir nun gar nicht mehr ansprechen, die von der Kernkraftgewinnung ausgehende Gefahr, den Ressourcenmangel usw. Vor der CO₂-Drohung hat kürzlich gar der Heilige Stuhl in Rom gewarnt, eine Instanz, der man gewiß nicht absprechen darf, für das Allerletzte besonders zuständig zu sein.

Jedenfalls geht es ganz ähnlich in der zweiten Strophe des zweiteiligen Gedichts weiter. Der Sturm, der bislang fortwährend vertikale Bewegungen erzeugt hat, breitet sich nun horizontal aus, fegt übers Landesinnere. Selbst die allerstärksten Deichbauten werden eingedrückt. Die Meere *hupfen*, heißt es. Sie drücken durch die dicken Dämme und spülen sie einfach weg. Da handelt es sich um eine Art von Ausdrucksweise (übrigens biblischer Herkunft), in der sich zumeist eher unbeteiligte oder gar schadenfrohe Zuschauer mitteilen, denen solche Zerstörungen behagen, die daran Vergnügen empfinden, Spass, Belustigung und Schadenfreude. Galgenhumor ist das kaum. Solcher schlosse doch wohl das *Ich* ein. Es ist *Schwarzer Humor*.

Aus diesem Grunde gebraucht der Berliner VAN HODDIS oberdeutsches, unumgelautes *Hupfen* für Hüpfen. „*Die wilden Meere hupfen.*“ Dem eignet Naiv-Kindliches, Drolliges, Groteskes zugleich. Es gibt Leute, die sich amüsieren mögen, wenn ein Tanzbär auf angeheiztem Boden seine Hinterläufe heben muss. Und so anscheinend Tanzbewegungen macht. Der erwähnte Zuschauer wird eher *hupfen* als hüpfen sagen. Derartige linguistische Beobachtungen werden freilich nur wenige tun, nur diejenigen tun und zu Papier bringen, die mit sprachlichen Feinheiten zu operieren vermögen. VAN HODDIS jedenfalls

verfügt über solche Fähigkeiten. „*Die wilden Meere hupfen*“ bedeutet eher Chiffre als Metapher. Eine letztere ließe sich einigermaßen leicht erschließen, nämlich als die geglückte Zusammensetzung beieinanderstehender Wörter, die nur in einem eben vorliegenden Kontext etwas Neues und Gelungenes meinen, aber einzeln für sich nur Banal-Eindeutig-Herkömmliches bedeuten. Natürlich ist die Chiffre auch ein sprachliches Bild, aber man muss eine solche länger auf sich wirken lassen, bevor es sich dieses dem Bemühten zuletzt doch erschließt, vor allem über den Gefühlseindruck. Sodann der erwähnte *Schnupfen*. Mit solchen Symptomen haben Pestilenzen eingesetzt, weshalb man sich heute noch *Gute Gesundheit* wünscht, wenn jemand niest. Damals, als die Natur noch nicht so sehr beherrscht wurde wie jetzt, waren die Menschen auf die großen üblen Szenarien mental von vorneherein besser eingestellt als wir heute. Was ferner damit zusammenhängt, dass die modernen Regierungen um ihrer Ruhe willen Katastrophales gerne herunterspielen, ja sie gar ignorieren, solange es geht. Einst bedachte die Obrigkeit, die Menschen auf ihr mögliches zeitliches Ende vorzubereiten und dafür überhaupt mehr vorzusorgen. Heute besorgt sie sich allem Eindruck nach um nicht viel mehr als um die zum Leben nötige Hand im Mund. Denn damit gelingt es ihr, ihre fernere Position zu fristen. Viele Menschen wollen von einem Weltende nichts hören, ganz besonders nichts von einem *Jüngsten Gericht*, vor dem man sich zu rechtfertigen hätte. In dem zur Rede stehenden Gedicht folgt dann auf die banale Beobachtung grassierender Verschnupftheit (übergangslos und ganz lapidar als letzte dieser wie isoliert für sich stehenden Zeilen) schließlich die Feststellung, dass Eisenbahnen von den Brücken fallen, ein Satz, der eher nach einem Futur als nach dem Präsens klingt. Gemeint ist: Wenn es so fortgeht wie geschildert, wird gar der Eisenbahnverkehr zusammenbrechen. Das Eisenbahnwesen dürfte noch immer die größtdimensionierte Errungenschaft des technischen Fortschritts darstellen. Freilich, von den Brücken stürzende Eisenbahnen zu sehen bedeutet heute eigentlich

nichts Besonderes mehr. Die diversen Abenteuer- und Katastrophenfilme haben uns derartiges zur Genüge vorgeführt. Dergleichen wirkt heute schon eher wie ein weit verbreiteter Topos, der HODDIS' modernen Lesern eine Annäherung an das von ihm Gemeinte aber eher erleichtert als erschwert. Selten sind es ja riesige Touristenbomber, die Wolkenkratzer rammen, entzweigen machen und sich dazu.

Damit haben wir das Problem eines grundsätzlichen Verständnisses angesprochen. Das Gedicht erscheint fremd, unverständlich wirr, ja konfus. Die verwendeten Chiffren (Metaphern gibt es hier eigentlich nicht; solche wären überdies leichter analysierbar) muss man auf sich wirken lassen, da sie sich rationaler Erschließung wohl zur Gänze widersetzen). Wieso haben die Bürger, denen der Sturm den Hut fortweht, spitze Köpfe? Die Chiffre bezieht sich wohl auf die Redensart von den spitzen Gesichtern, die manche bekommen, erschrecken sie darüber, was ihnen rechte eigentlich erblüht. Dann wäre es vielleicht ursächlich nicht einmal der Sturm, der diese Hüte, die wichtigsten Requisiten bürgerlicher Kleidung, Symbole bürgerlichen Habitus', plötzlich entsorgt, ein Ausdruck, der sich dem Leser hier geradezu aufdrängt. Dem Verlust der Kopfbedeckungen eignet groteske Komik. Diese verstärkt sich wenig später, als von den herunterstürzenden Dachdeckern die Rede ist, die entzweigen. Eigentümliche, schockierende Sprachkomik! Wirklich Unberührtheit vom Tode „*entzweigegangener*“ Menschen? Teilnahmslosigkeit? Handwerker, die Sturmschäden ausbessern, können gar nicht wie besagt umkommen, nur fallende Dachziegel gehen entzwei wie Geschirr. Entzweigen ist übrigens wiederum nicht berlinerisch-norddeutsche Ausdrucksweise, sondern nochmals eher süd-deutsch-österreichisch. Jedenfalls wird gemeint sein, dass Dachpfannen nach dem Herunterfall zerspringen. Die Formulierung bedeutet eine weitere Chiffre. Sie resultiert vielleicht davon, dass sie zwei voneinander verschiedene, doch nicht zusammendenkbare Vorgänge zusammenfasst, den Todessturz von Dacharbeitern und das Zerspringen der Ziegel. Was die

Dachdecker angeht, bedeutet eine derartige Chiffre allerdings eine sehr depersonalisierte Sichtweise. Ein Mensch zerschellt wie Frankfurter Pfannen. Zum anderen stellt diese Sicht der Geschehnisse spezifischen schwarzen Humor dar, den nicht jeder nachvollziehen mag. Vielleicht missversteht er ihn als nur oberflächlich, heute infolge alter Nachwirkung oft gesehener Zeichentrickfilme, in denen man mit harmlosen Bösewichtern, Tierkarikaturen, ähnlich grotesk verfährt, zum Beispiel indem man sie immer wieder in die Luft sprengt usw. So ist *Kater Tom* in den Filmen des *Fred Quimby* des Öfteren zersprungen, in mehrere Scheiben oder Teile, wegen erlittener spezifischer Schneidungen oder Sprengungen. Solche Bilder haben manche Zuschauer sehr vergnügt, in den Filmen dieser Gattungen, die inzwischen von neuen Genresorten ersetzt worden sind, die von noch viel mehr schlechten Geschmack geprägt sind. Vielleicht besteht VAN HODDIS' *Schwarzer Humor* außerdem noch darin, dass der Autor damit die Geschmacklosigkeiten des Massenpublikums karikiert. *Kintopp* existierte schon, ja auch *Charlie Chaplin*. Da sich nahe bei den vermuteten Geschmacklosigkeiten biblische Wendungen befinden, wilde Meere und zerquetschte Dämme, werden sich Leser, die ohnehin nicht folgen konnten oder mochten, erst recht verstört wähnen. In der Tat sprach einst eine Münchener Zeitung über eine Lesung Hoddis'scher Gedichte davon, man habe selten so *bodenlos Schreckliches* vernommen.

HODDIS spricht also über den Weltuntergang, den er trotz des Sujets verniedlicht, bagatellisiert, etwa in der alliterierenden Zusammenfügung der *dicken Dämme*. Man kennt *dickes Schwein*, *dickes Glück*, ein *dickes Portemonnaie*. Das ist immer humoristisch gemeint und ebenso wohl die dicken Dämme, die sich unter der Flut wie auflösen. Mag es sein, dass man das kurze Gedicht als mehr humoristisch zu verstehen habe, das sich mehr auf die Furcht vor dem von Vielen eben damals befürchteten Weltuntergang bezieht. Zur Jahrhundertwende durchzog die Erde den Schweif des *Halley'schen Kometen*, und die darin enthaltenen Gase und Temperaturen könnten Zivili-

sation und Menschheit verglöhnen, vergiften machen, dachte man. Ganz aus der Luft gegriffen waren solche Ängste natürlich nicht. Zumal wir heute ähnliche, wenn auch nicht von außen herrührende ärgste Entwicklungen fürchten. Wir Menschen selbst haben sie herbeigeführt. Nun bekommen wir spitze Gesichter. In der Tat eignet HODDIS' Bildern etwas vom einst erwarteten, doch ausgebliebenen *Halley-Szenario*. So kommt es, dass man das Gedicht als Ulk auf jene Bürger ebenfalls sehen kann, die damals um Leben, Hab und Gut fürchteten, um die Andauer ihrer Welt.

VAN HODDIS war ein extrem sensibler Dichter. Da mag freilich seine psychische Erkrankung eine Rolle spielen, die in der Literaturwissenschaft vielleicht überbetont wurde, wirklich. Wir wollen sie dennoch nicht unterschlagen. Unter solchen Kranken befinden sich Menschen, die daran leiden, stark, dass sie mehr fühlen und tiefer fürchten als viele andere und zwar zu Recht. VAN HODDIS gefiel nicht die Entwicklung der Menschen, der Gesellschaft und der vermeintlichen Errungenschaften der Technik. Letztere beide, man wird es nicht bestreiten, führten in der Tat mehr Entmenschlichung als Humanisierung. Der Autor merkte viel davon, nahm viel davon wahr. Er verweigerte sich ihnen voll und ganz und schrieb gegen sie an. Darauf weisen die zunächst unerklärlich eigentümlichen Wendungen wie diejenigen von den spitzen Köpfen und den herabfallenden Eisenbahnen. Wie gesagt, es sind Bilderwelten, die nach dem hollywoodesken Untergang des *World Trade Centers*, -zigmäßig gesehen, gar nicht mehr schrecken mögen. Sie weisen auf anderes. Die ungerührt hingessagte Tötung der Dachdecker (und anderes Groteskes in HODDIS' Gedicht) korreliert schon mit der späteren Negierung menschlichen Empfindungen in der bevorstehenden Kriegs-Weltkatastrophe. Da gab es wirklich eine absolut unbegreifliche Regungslosigkeit gegenüber den in monströsen Zahlen umgekommenen Menschen, jedenfalls sofern es sich bei diesen Entzweigegangenen nicht um Nahestehende handelte. Schrieb VOLTAIRE gegen die einstige Seebeben-Flutwelle an, die in Lissabon unbekannt

viele Menschen tötete, amüsierte man sich etwa, wie KARL KRAUS berichtet, im Ersten Weltkrieg Krieg bei Nachrichten wie dass eine Fliegerbombe in ein zufällig voll besetztes Lichtspielhaus einschlug, in dem Feindesland. Verstörend dumme Inhumanitäten gibt es beileibe nicht nur in den kriegerischen Bereichen, sondern ebenso in den zivilen, freilich anders beschaffene. Auch mindere Dimensionen machen Angst. Im Grunde erschrecken Ausmaße weniger als die Erscheinung überhaupt. Die zahlreichen unbekanntenen Toten der eigenen und der fremden Nationen der Weltkriege wurden, nachträglich besehen, allerdings zu regungslos, zu unsensibel hingegenommen, registriert. Filmaufnahmen über Weltkriegs-Handlungen scheinen mit ungeheurem Wahnwitz behaftet, kaum wegen ihrer technischen Unvollkommenheit, die dabei freilich eine Rolle spielt, sondern prinzipiell. Von solcher Unvernunft, welche die bürgerlichen Welt beherrschte, hat der Autor natürlich bereits viel erspürt, wie er den Schrecken kommender und weiterer Kriegsjahre ebenfalls erahnt hat. Absurdes erlebt der Leser ganz ähnlich im Bild des entzweigegangenen Dachdeckers, befindet man zuletzt.

Freilich verfiel VAN HODDIS wie andere Expressionisten zunächst der genauso absurden Hoffnung, es war wirklich so, ein kommender Krieg werde den fragilen geistigen Zustand der gesamten bourgeoisen Welt beiseite schaffen. Das wäre auch eine Art von Weltende und zwar ein positiv Gemeintes. Diesen Aspekt darf man nicht verschweigen, bei der Rede über das angesprochen Gedicht. Die Welt, wie sie damals bestand, existiert nicht mehr. Viele würden heute, wie wir glauben, es sei nicht zurückgehalten, gerne wieder mehr von einer Kultur bürgerlichen Humanismus' spüren. Gegen wohlverstandenen Humanismus dürften die Expressionisten gar nicht gewesen sein, im Gegenteil. Denn sie zielten ja ebenfalls, sind wir richtig im Bilde, auf humane Erfüllung der Menschen. Ihr *Sturm* (der Namen des Programms) wandte sich gegen überlebtes, verknöchertes, unlebendiges und empfindungsloses Bürgertum, gegen die Auswirkungen von dessen Denkungsart, Einstellung zu

Wirtschaft und Gesellschaft und gegen die Lebensweise. Der gleichen haben Dichter immer getan, anzuschreiben gegen alle leere Überholtheiten. Der Poet betreibt sein Werk besonders deshalb, damit sich Menschen und Dinge fortgesetzt erneuern, steigern, veredeln, falls nötig. Und da ist kurze und verstörende, appellhafte Dichtung oft wirksamer als lange Abhandlungen. Aber Umgang mit Gedichten muss meist geschult werden, von den Bildungsanstalten. In der Tat gehen einem bei VAN HODDIS' Lektüre alte und neue Sinne auf, eher als beim Gebrauch von Produktionen eines gewissen *Bill Gates*. Denn diese führen nicht direkt zu Erkenntnissen, bedeuten nur besonders anspruchsvolles Handwerkszeug. Übrigens ein solches, wo üble Erwartungen und Angst ebenfalls andocken.

Zurück zum Autor. VAN HODDIS war hochsensibel und hegte zu Recht ungute Erwartungen darüber, wie sich die nahe Zukunft entwickelte. Er dichtete konsequent konträr dagegen an, wogegen er sein Sträuben empfand. So eignet seinen Werknissen insgesamt sehr viel Attitude der Verweigerung. Attitude wird man als dichterisches Mittel anerkennen (nicht die Plattitude). Freilich, für diese Attitude hat er gar bezahlen müssen. Denn um als Individuum zu überleben ist gewisse Anpassung nötig. Früher oder später wird man Kompromisse eingehen müssen. Ansonsten hält man nicht durch. VAN HODDIS war dazu nicht bereit, zu den besagten Kompromissen. Die mentalen Konsequenzen folgten.

Wir begreifen also VAN HODDIS' Gedicht nun nicht nur als (allerdings wieder aktuelle) Anspielung auf ein mögliches Weltende und als eine Parodie auf alle spießbürgerlichen Furcht vor etwas von außen kommendem Unbekanntem, die sich dann doch als gänzlich gegenstandslos erwies. Wie die Weltuntergangs-Aufregung anlässlich der Kometennäherung. Zudem erscheint uns das Gedicht auch Ausdruck fortgesetzter Verweigerung von zeitgenössischen und fragwürdigen Denkart und Erstrebnungen. Weshalb man den Satz „*Der Sturm ist da*“ als ganz schlichte, eigentlich völlig ungefährliche Literaturpropaganda betrachten kann. Das Zitat kann sich ebenso auf literari-

schen Strömungen der Zeit beziehen: Das propagierte Phänomen des literarischen Expressionismus solle wie ein Sturm über Spießbürger hinweggehen und deren Selbstdämmungen wegblasen. Wegen solcher Kunstbestrebungen könne es viele graue, spitze Gesichter geben. Man wird wahrnehmen, dass banal bürgerliche Lebensgestaltung enden muss. Schlicht entzwei mag sie gehen, so alt und spröde ist sie bereits geworden, sodass ihre Protagonisten, die ihre Selbsteinrichtung vor dem Sturm zu schützen wünschen, einfach herunterfallen, wollen sie an diesen vermeintlichen Schutzeinrichtungen herum-bessern, an den Dächern. Die Pose des expressionistischen Sturms (letztlich handelt es sich nur um literarische Pose) plant nicht allein gegen die bürgerliche, sondern genauso gegen die technokratisch inszenierte Welt anzugehen. Diese habe zu fallen und sie wird es. Dass uns ähnliches Fallen bevorstehen mag, ist eigentlich ziemlich klar. Wissen wir doch, wie wir alle am knappgewordenen Öl noch hängen. Überhaupt scheint alles viel knapper geworden als einst. Und es fehlt an den Folgerungen. Wir wissen nicht so recht, wie dauerhaft und langfristig weiter. Wenn es so fortgeht, wenn man sich nicht grundsätzlich anders positioniert, nämlich zuallererst vom Ideal des schnellgemachten und bedenkenlos wiederinvestierten Profits abkehrt (der heute allerdings nicht mehr bürgerlich heißt), wird ein Tag kommen, an dem zwar nicht gleich die Eisenbahnen von den Brücken, doch immerhin die schönen Autos, unsere Lieblingspielzeuge, von den Autobahnbrücken fallen. So von der *Sinzinger Brücke* bei Regensburg ins gestiegene Wasser der Donau. Flutungen setzen ganze Länder dauerhaft unter Wasser. Nicht anders wird es sein, wenn wir nicht in der Publizistik dagegen Sturm machen, einen des Denkens. Persönliche Verweigerungen sind nötig, Verzicht, damit ein Durchbruch gelingt. Solche Vorhaben, Entfachen geistigen Sturms, bedeutete im Prinzip nichts Neues. Bereits THOMAS MANN schrieb (erheblich früher) in seinem ersten (in einer Schülerzeitung) publizierten Text vom *Sturm*, der das Neue, Bessere, Freie anführte. Das war *Jugendstil*, auch ein bisschen

ironisch gemeint. Aber bei weitem doch nicht in dem Umfang, in dem HODDIS mit Ironie, Sarkasmus, Humor und schwarzen Humor spielt. Und freilich spielt da auch noch Dada eine Rolle.

Wie er schrieb, hatte er recht. Die ersten expressionistischen Dichter, zu denen unter anderen HODDIS gehört, hießen die Vorkriegszeit eine *vor Wahnsinn knallende Zeit*. Damit meinten sie die überall umgehende Jagd nach Geld und Erfolg sowie die kaum vermisste Ermangelung einfacherer und erst recht höherer kultureller Bedürfnisse und außerdem den immer weiter fortschreitenden Verlust der sozialen und metaphysischen Bindungen, einen Mangel, den man heute noch oder schon wieder anklagen muss. Aus dem nämlichen Grunde sprechen wir HODDIS' Gedicht eminent großen Wert zu, der allerdings viel höher ist als bisher geglaubt. Es handelt sich um eine beispiellos kurze, dennoch äußerst wirksame Gesellschafts-Zusammenschau und -Wertung, nicht mit analysierenden oder erzählerischen, allein mit nicht sehr raffinierten, mit grotesken lyrischen Mitteln.

Zu diesen zählen, aufs Formale gesehen, vor allem die schwarzen und schwarz-humoristischen Chiffren und die scheinbar teilnahmslos aneinandergehefteten Reihungen, eine scheinbare Teilnahmslosigkeit, die provoziert. Die beiden Phänomene wirken in der zweiten Strophe sinister als in der ersten. Nämlich weil der Autor vom lockerer klingenden umfassenden Reim (die Reimpaare enthalten jeweils zwei helle Laute in der Stammsilbe; besonders wenn man den Sinn der Wortpaare mitberücksichtigt, den von *Geschrei - entzwei*, die zwei eher schrill wirkende Diphthonge sind) eben jetzt zu noch schroffer zusammengestellten Reihungen übergeht, die nun konsequent zu Paarreimen geordnet sind, in denen allein dunkles u und ü als reimtragend auftreten. Freilich wird diese sehr strenge, vielleicht eintönig klingende Form zweimal durchbrochen. Das tun zuerst die beiden tänzerischerisch wirkenden Daktylen, die sich, ein Hohn, gerade dort befinden, wo die Dachdecker stürzen. Ähnlich entdeckt man einen Zeilensprung in der zweiten Strophe, wo die Meere an Land hupfen.

Sicher ist das wieder Ironie der Form, meisterhaft. Mit solcher Wertung befinden wir uns auf ganz eindeutigem Terrain, denn es ist längst ausgemacht, der Autor zählt zu den bedeutendsten deutschen Expressionisten. Man findet ihn in fast allen Schul-Lesebüchern, von denen man also kaum sagen kann, sie würden sich in heiklen Produkten verweigern. Nein – in bayerischen Bildungseinrichtungen werden gar Aufsätze über „*Weltende*“ geschrieben. Aber dann gibt es freilich viele Klagen, seitens der Eltern, die das kurze Stück nicht begreifen. Zumeist bemühen sie sich ja nicht einmal darum. Sie wollen es nicht verstehen, damit sie sagen könne, für Kinder sei dergleichen zu schwer. Ganz abgesehen davon, dass Schüler es dennoch verstehen können, in der Gemeinschaft, selbst wenn die Eltern dazu unfähig sind. Denn die letzteren haben am Unterricht ja nie teilgenommen.

Fasst man zusammen, muss man sagen, es in HODDIS' Gedicht tatsächlich um das Ende einer Welt, ums Ende des Bürgertums, aber sodann ebenfalls um die Parodisierung bürgerlicher Furcht vor dem Ende, auch vor (kosmischen) Endzeiten. Hervorzuheben ist die fortgesetzte Selbstverweigerungs-Attitude. Damit kann man Künstler werden. Oder entzweigen. Weiters anführen muss man die nicht sofort erkennbare Literatur-Pro-paganda. Über Neues sind die Bürger verschnupft. Mit sich und mit der Mitwelt ist VAN HODDIS, man ahnt es, nie überein gekommen: Es gab die Konflikte mit Familie, Schule und Hochschule. Schließlich psychiatrische Betreuung. So stark hatten ihn Wahrnehmungen bedrängt. Zuletzt lebte er tatsächlich *Weltende*. Im Vernichtungslager *Sobibor* wurde er umgebracht. Dort ereignete sich etwas, das man, auch Entsprechungen anderswo, ein vorläufiges Ende der Kultur, eine zeitweise Unterbrechung alles Zivilisatorischen heißen muss, sieht man die Vorgänge in Welt-Konnex. Nicht eine Kultur des literarischen Sturms siegt, die barbarischen Stürmer siegen.

Dr. Wolfgang Utschigs Neujahrsgabe 2003
Dr. Wolfgang Utschig's New Year's Gift
Le don à l'an nouveau de Dr. Wolfgang Utschig 2003

W o l f g a n g U t s c h i g

Amerika - Land der unbegrenzten Möglichkeiten"
Das Amerikabild in Joseph Roths Roman "Hiob"
Unterscheidung zwischen Utopie und Wirklichkeit

America - Land of Boundless Possibilities
The Idea of America in Joseph Roth's Roman "Hiob"
Distinguishing its Reality and its Utopianism

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Atlas 92 153 Nittendorf 2003
Email: Lancelotpropre@aol.com
Inhaltsverzeichnis / Synopsis

Hiob - ein Auswandererroman

Man kann Joseph Roths Roman "Hiob" zunächst einmal als "Auswandererroman" verstehen. Denn es geht in diesem Werk unter anderem darum, daß eine arme und einfache jüdische Familie, diejenige des jüdischen Religionslehrers Mendel Singer, wohnhaft in einem russisch-galizischem "Schedl" (so der jiddische Ausdruck für einen Ort mit überwiegend jüdischer Bevölkerung), den Entschluss fasst, den in Russisch-Gallizien gelegenen Wohnort zu verlassen und nach Amerika auszuwandern.

Worin besteht das Ziel der nachfolgenden Darstellung?

Es geht darin um teils unterschiedlichen Ziele, vor allem natürlich um das Verständnis des Romans. Zunächst ist es nötig, dass man danach fragt, was sich diese Menschen, die Auswanderer von der Umgebung erwarten, die neue Heimat werden soll. Sodann erscheint es wichtig zu erfahren, ob diese Erwartungen erfüllt werden? Ist Amerika tatsächlich für solche Neuankömmlinge ein Land von unbegrenzten Möglichkeiten, wie die Amerikaner selbst und andere dieses Land, die Vereinigten Staaten oft heißen?

Die Gründe sind also darstellen, warum die gallizisch-jüdischen Auswanderer ihre Heimat verlassen. Sodann wäre zu prüfen, ob sich deren Wünsche tatsächlich erfüllen. Zuletzt sind wir befähigt, das Amerikabild des Autors zu erfassen, zu verstehen, zu deuten und schließlich zu bewerten, eben als ein Ganzes zu charakterisieren und darzustellen. Für den "Hiob" bedarf es viel Vorwissens über die Situation der gallizischen Juden. Ist Amerika fähig, den Erwartungen dieser Auswanderer zu entsprechen? Oder richten sich deren Hoffnungen auf ein unrealisierbares Wunschbild, auf von vorneherein utopische Vorstellungen, die unverwirklicht sind?

Was bedeuten uns die gallizischen Judenfiguren noch?

Dieses Judentum ist inzwischen versunken, infolge einer der größten neuzeitlichen Mordaktionen, der größten Mordaktion des 20. Jahrhunderts. Es existiert nicht mehr. Vergebens sucht man nach Gründen des fürs Judentum so tödlichen Amoklaufs des europäischen Diktators. Denn diese sind ganz unverständlich und folglich unerklärlich. Es gibt keine überzeugende Antwort auf die Frage danach. Der Vorgang ist und bleibt völlig unbegreiflich. Das vielleicht größte Jahrhunderte-Rätsel wird unauflösbar bleiben.

Es gibt ein Interesse an der nicht mehr existenten Welt des polnisch-jüdischen Galliziens und seiner Bewohner. (sie waren natürlich nicht nur Juden). Die Literatur darüber ist eigentlich wohl zahlreich, auch die belletristische, Romane und andere Schriften, die anzuführen wären. Als ein Beispiel für die ersteren ist besonders Joseph Roths "Hiob" zu nennen. Denn diesem Autor eignet noch eine ziemlich große Leserschaft. Seine Werke finden auch bei manchen neuen und jungen Lesern großen Zuspruch und starken Beifall. Man liest ihn gar an Schulen, was vermutlich nicht allein daran liegt, daß Schulverlage ihn propagieren. Aber er liegt doch nicht so sehr im Trend wie andere (wie zum Beispiel Robert Schneider), vermutlich nicht so sehr wegen der Schwierigkeit von Thema und Problematik, sondern eher deshalb, weil die Auseinandersetzung mit einem Roman des Zwanzigsten Jahrhunderts immer kompliziert ist. Zumindest Fontane liest sich leichter und wohl gefälliger ebenfalls. Und er handelt nicht in einer fremden Welt ganz anderer Mentalitäten. So kommt es, daß "Hiob" bei Schülern nicht gerade auf sehr großen Erfolg bei Schülern stößt. Aber welche modernen Romane schaffen das eigentlich noch? Sie tun es nicht, wahrscheinlich weil das Lesen von Romanen überhaupt out ist.

Es mag sein, daß heute bei ihnen der Gothic Style eines Robert Schneider (das ist der richtige Ausdruck, nicht ein oft fälschlicherweise in diesem Zusammenhang genannten Magischen Realismus. Mit dem erstgenanntem Begriff stößt man sicherlich auf größeren Widerhall. Doch sind sich die schlichteren Leser zumeist unklar darüber, daß bei Schneider spezifisch auf

den finanziellen Erfolg spekuliert wird. Eine bestimmte Raffinesse zielt auf den destruktiven, sinisteren Geschmack, auf eben diesen "Gothic Style", etwa auf Robert Schneiders Werk "Schlafes Bruder". Doch überschreitet dieser Trend schon wieder den Gipfel. Viele Schüler meinen, dergleichen Werke vermöchten gar nicht zu gefallen. Den Fachleuten gefielen sie nie, wegen des bei ihnen äußerst unbestimmten, wohl eigentlich gar nicht vorhandenen Humanismus. Diesen versucht man dort tatsächlich wohl vergebens. Bei Schneider gibt es eigentlich nur Staffage, nichts anderes.

Dagegen gilt Joseph Roths nun schon hundert Jahre alter Roman "Hiob" noch immer oder bereits wieder als ein wirklich lesenswertes und literarisch wertvolles Buch. Die prüfende Kritik wird sich folglich damit befassen, was die Judenfiguren des Joseph Roth heute noch bedeuten können. An diese Frage zuletzt. Zunächst geht es um einiges anderes, das beantwortet werden muß, nämlich um die Charaktere der Hauptfiguren. Und um die spezifische Beschaffenheit jüdischen Lebens in Gallizien.

Mendel Singers jüdisches Leben in Gallizien

Wie also beschreibt der genannte Autor das Leben der Juden? Mendel Singer und seine Familie, die Ehefrau Deborah, seine Tochter Mirjam sowie die drei Söhne Jonas, Schemarja (dieser nennt sich später, in Ame-rika, einfach Sam) und Menuchim (ein schwerstbehindertes Kind, unter anderem epileptisch, das nicht sprechen kann), leben in dürftigsten Verhältnissen. Mendel ist ein ganz traditioneller jüdischer Lehrer. Er unterweist die Kinder vor allem in der jüdischen Religion, kaum dagegen im Rechnen und auch nicht im Sprechen, Lesen und Schreiben von europäischen Nationalbeziehungsweise Staatssprachen. Deshalb vermögen die jungen Menschen in der alten Umwelt nicht mehr zurechtzukommen. Es fehlt an wichtigen zivilisatorischen Grundlagen. Überdies werden die Juden von Russen und Polen in allem benachteiligt. Neuzeitliche Ausbildung und berufliches Fortkommen scheint ihnen verwehrt wie vieles andere auch. Bei Joseph Roth kommen zwar keine kollektive Gewaltausbrüche gegen Juden vor, nichts davon wird erwähnt, doch diese kamen im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts tatsächlich vor, sogenannte Judenpogrome, besonders in Russland. Etwas erreichen konnten die gallizischen Juden fast immer nur, wenn sie die eigensten, von den anderen als erschreckend befremdlich empfundenen Traditionen ablegten und sich irgendwie den vorherrschenden Nationalitäten anpassten, sich ihnen assimilierten, mehr oder weniger.

Jonas

Diesen Weg schlägt Jonas ein. Er wird zum Schrecken des Vaters russischer Soldat, kann freilich beim russischen Militär aufgrund der Herkunft

zunächst nicht viel darstellen, aber vielleicht dann doch, falls er später Kommunist und gar Sowjetkommissar geworden wäre. Zwar erscheint er wirklich ein bißchen zu dumpf. Aber das schließt nicht aus, daß er später, zur Zeit der Sowjetrevolution und des Bürgerkriegs, nicht doch rasch witterte, wie sich der Wind gedreht hat und wie die Dinge nunmehr liegen. Vielleicht steigt er gerade als Jude vom Stiefelknecht zum Politkommissar auf, weil die Neuen ihn mehr trauen können als den vormaligen Zaristen. Zu ihnen kann Jonas nicht gehören, einfach kraft seiner Herkunft. Folglich halten wir es für möglich, daß es ihm gelingt, sich doch (kommunistisch) zu "emanzipieren". Vielleicht steigt er auf, in dieser Parteihierarchie, innerhalb der von der marxistischen Heilslehre oder Utopie bestimmten Realität, die freilich sehr gefährlich ist. Lenin und Stalin bedienen sich für ihre blutigen Intrigen gerne jüdischer Gefolgsleute. Diese wurden freilich ebenso bedenkenlos wieder liquidiert, schien das opportun. Darüber sind wir uns, nach dem finalen und grandiosen Scheitern des Kommunismus, sicher einig. Jonas mag sich einrichten, auch wenn wir davon nichts zu wissen bekommen. Er kann aber auch im Bürgerkrieg zugrundegehen und wir erfahren nichts. Niemand fragte zunächst in Sowjetrußland nach einem Juden, wenn diesem die kommunistische Form der Anpassung gelang, die man, was ihren Erfolg betrifft, mit demjenigen des amerikanischen Bruders vergleichen kann. Was später aus Jonas wird, wissen wir nicht. Die jüdische Herkunft kann ihn später lebensgefährlich sein, wenn Stalin viele führende jüdische Kommunisten ermordet. Über die spätere Situation der Juden in Rußland, insbesondere als Hitler und Stalin paktierten, wollen wir nicht mehr sprechen. Es geschieht viel später, sodaß es uns hierorts nicht berührt.

Mitteleuropa

Man fragt sich, warum niemand in Mendel Singers Familie, die fortgehen will, an Mitteleuropa als Ziel denkt. Dort genossen die Juden um die Jahrhundertwende am ehesten Gleichberechtigung und zwar wohl mehr noch im Deutschen reich als in der Doppelmonarchie. Das sieht man im Roman etwa an der zwar geschäftlich-distanzierten, aber doch völlig korrekten Art, in welcher die deutschen Behörden die jüdischen Auswanderer behandeln, die zu ihnen an die Auswandererschiffe gelangen. Das wilhelminische Reich war, trotz aller möglichen Einwände, damals letztendlich doch der europäische Musterstaat schlechthin, eine Wertung, die im Dezember 2007 gar DER SPIEGEL vornahm, worüber man baß erstaunte. Sie ist richtig. Angelsachsen werden sie freilich nicht anerkennen wollen. Sie kennen sich eben besser aus in der weiten Welt, doch weniger in Kontinentaleuropa. Wie schäbig verhielten sich demgegenüber die zaristischen Behörden zu den Singers! Hier (und noch an anderen Stellen) vermeinen wir deutlich zu

spüren, dass Joseph Roth über die Zerstörung des traditionellen humanen Mitteleuropa trauert. Tatsächlich eignete diesem Vorgang viel Tragisches. Insbesondere dem Ende der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und seinen Folgen, die schlimme, ja schlimmste politische und moralische Verwerfungen nach sich zog, das Ausufernd eines Nationalismus der ostmitteleuropäischen Völker, der nichts mehr mit einem kulturell und philologisch begründeten Panslawismus zu tun war, sondern ein schlichter und extremer Nationalismus der einzelnen, jedoch zusammenlebenden und eigentlich aufeinander angewiesenen Völker. Dieser Extremismus erst wirkte dann, nach dem fatalen Ersten Weltkrieg, auf Deutschland zurück, wo er noch weiter progredierte, ins Terrain einer generellen Menschenfeindlichkeit. Längst war vergessen, daß vorher Juden tatsächlich oft nach Mitteleuropa gingen, wegen der dort längst etablierten Liberalität. Aber Mendel Singers Familie folgt dieser Richtung nicht. Die Massenauswanderung in die USA war leichter. Zudem existierte eine wenn auch ziemlich vage nordamerikanische Verheißung. Daß man in New Yorker Restaurant-Schau fenstern und anderswo damals noch sehr häufig die Aufforderung "Juden unerwünscht!" sieht, wissen sie nicht. Und kaum jemand weiß heute bei uns, daß es US-amerikanischen Städte gibt, die Juden den Zutritt verwehren wollen. Überhaupt vernimmt man bei uns zu wenig über die Einstellung der Unionsamerikaner zu Negern, Ladinern, Indianern, Juden, Arabern und Ostasiaten. Über die Existenz eines immer noch oder wieder starken Yankee-Nationalismus und -Rassismus, denjenigen der Wasps, dringt kaum etwas zu uns. Offensichtlich weiß Washington dergleichen zu verhindern.

Die amerikanische Utopie

Die Anziehungskraft Amerikas ist so groß, dass in Joseph Roths Roman alle dorthin wollen, besonders wenn sie keine Fremdsprachen beherrschen, nur das Jiddische. Amerika bedeutet eine undefinierbare Glücksverheißung, die auch für sie gilt, glauben sie. Sie vermuten unter anderem, dass dort die gesamte Menschheit so leben darf, wie es ihnen eine Religion vorschreibt, die ihrige. Außerdem denken sie, dass in der Union jeder zu Wohlstand gelangen mag, wenn er arbeitsfähig und arbeitswillig, halt tüchtig ist, und dass man sich dort das Leben sehr persönlich einrichten kann, ganz nach dem eigenen Geschmack. Dies alles stelle sich in Amerika wie von selbst ein, und wer wolle, dürfe dort auch ganz untraditionell leben. Also wenn einem das traditionell jüdische Leben nicht mehr passt, dann legt man es dort ab und lebt eben ganz anders. Diese Erwartung ist nicht falsch, aber sie trifft auch wiederum nicht ganz und gar zu. Anpassung ist überall nötig. Aber in der alten jüdisch-galizischen Umwelt wäre überhaupt keine Emanzipation möglich gewesen oder eben nur sehr schwer. Die galizischen Ju-

den meinen, in Amerika nach nur dort realisierbaren und von anderen bereits wirklich realisierten freiheitlichen Vorstellungen leben zu können, wie sie zuerst in Westeuropa aufkamen. Diese waren freilich auch nach Mitteleuropa (kaum nach Osteuropa) gelangt. In Mitteleuropa sind zudem die guten traditionellen Kräfte länger wirksam gewesen, das patriarchalisch-fürsorgliche (wenn man will, obrigkeitlich-sozialstaatliche) Denken etwa und das Ideal der bürgerlichen Humanität. Juden, denen es gelang, sich in dieses mitteleuropäische System einzufügen, konnten sich durchaus gut emanzipieren und dennoch Juden bleiben. Ein solches Ideal der Selbstbestimmung bereits vorgeformt wurde in Lessings weisem Nathan, nicht etwa in einer Figur des Engländers Shakespeare, nicht etwa in der Gestalt des eher tragisch-verstocktem Shylock aus "Der Kaufmann von Venedig". Aber so scharf und genau denkt Mendel Singer wohl gar nicht nach. Die Familie will einfach weg. Und die Anziehungskraft Amerikas war und ist stark. Den amerikanischen Idealen eignet noch immer utopisch-magische Kraft. Deshalb die einst große und starke Massenauswanderung dorthin. Freilich wird eine solche inzwischen von der Unionsregierung verhindert. Man will nur solche Menschen einlassen, die für die Ökonomie taugen. Dennoch existiert die amerikanische Verheißung fort. Sie wird übrigens auch von der Popkultur genährt. Die Lieder beweisen es. So jenes Amerika-Lied, das aus dem weltbekannten Musical "West-Side Story" stammt, welches unter Puerto-Ricanern handelt, unter Ladinis. Es gibt durchaus auch eine kritische amerikanische Selbstverheißung. Sie gelangt derzeit etwa in dem gängigen Lied "Dear Mister President" zum Ausdruck, dessen einziger Fehler nur darin besteht, daß es allerdings viel zu spät erschien und insofern auch ein bißchen cant ist, indem es nur etwas ausdrückt, was inzwischen eine längst ausgemachte und abgetane Sache ist. Es schwimmt mit und nährt so die amerikanische Verheißung fort und zwar auf eine Art und Weise, daß man dazu manches Kritische ebenfalls sagen kann.

Und Symbol und Ausdruck dieser starken Vorstellungen ist die New Yorker Freiheitsstatue. Dass dieses Amerikabild aber eine Fiktion, also nur Utopie ist, erweist sich metaphorisch schon bei der Ankunft der Mendels in New York. Sie wissen nicht, dass diese verheißungsvolle Statue hohl ist. Joseph Roth erblickt in dieser riesigen Figur nur überdimensionierte Hohlheit. Was den Juden daran imponiert, ist vor allem die Illumination. Das Fakkellicht wird elektrisch erzeugt, was den Juden gefällt den Juden. Denn sie halten die amerikanischen technischen Spielereien für sehr fortschrittlich.

Nicht nur in Europa, auch in Amerika gab es und gibt es wohl noch entrechtete Minderheiten. Ihnen leuchtet kein Licht. Die Situation der ameri-

kanischen Neger war viel schlimmer als die der gallizischen Juden. Diese wissen freilich davon gar nichts. Joseph Roth erwähnt nichts davon. Denn die Darstellung des Autors entwickelte sich dann ganz offensichtlich fort, und keine komplizierte Realität ist je völlig offensichtlich. Es gilt, eine solche selbst aufzuspüren und zu erfahren, im wirklichen Leben und in der Literatur. In letzterer hat man darauf zu achten, wie mitgeteilte und analysierte Ereignisse aus sich heraus sprechen. In diesem Sinne bedeutet es freilich ein böses Omen, dass die über New York einwandernden Juden zunächst einmal eingesperrt werden und sich aus gutem Grunde auch wirklich eingesperrt fühlen, in der Quarantäne nämlich. In Deutschland hatte man sie nicht eingesperrt, allenfalls notdürftig untergebracht.

Aber wir müssen nun nach einer gewissen Reihe vorgehen. Wir halten uns an die Hauptfiguren. Wie gestaltet sich ihr Leben in der New Yorker Realität? Über New York kommt die Familie ja nie hinaus. Und in der Tat konnte und kann man dort Jude sein und als solcher leben, auch wenn einen das weiße, angelsächsische und protestantische Amerika völlig ignoriert.

Amerikanische Wirklichkeit: Sam

Als erster hat Mendels Sohn Schemarja Galizien verlassen, weil er kein russischer Soldat sein, sich nicht russisch assimilieren wollte. Außerdem wollte er zu materiellem Wohlstand gelangen. Das gelang ihm ziemlich gut und man weiß nicht recht wie. Einerseits arbeitet er für ein Warenhaus, andererseits ist er offenbar an Grundstücks-Spekulationsgeschäften beteiligt, sodass er einmal gar 5000 Dollar auf einen Schlag verdient, mit denen er sich gut einrichten kann. Mendel Singer, sein Vater, ebenfalls nach New York gekommen, gelangt freilich nie aus den verwanzten Judenquartieren hinaus, seitdem er hierlebt. Er entwickelt sich nicht zum Amerikaner; er kann sich nicht assimilieren und will es auch nicht. Aber viel Assimilation ist nötig, wenn man für den amerikanischen Traum leben will. Man muss viele eigene Traditionen und Wertvorstellungen über Bord werfen, europäische und jüdische, und kann Jude leider meist nur im Privatleben bleiben. Aus diesem Grunde nennt sich der Sohn in Amerika Sam und entwickelt sich so sehr zum Amerikaner, dass er alsbald gar bereit ist, nachdem das neue Vaterland in den Weltkrieg eintritt, dafür ins Feld zu ziehen und sein Leben hinzugeben, wie es eben auch im amerikanischen Ideal gefordert wird, bei dem es sich ja ebenfalls um ein nationalstaatlich-demokratisches handelt. Diese Forderung ist nicht als theoretische Fiktion, sondern bedeutet eine realistische Forderung der amerikanischen Gesellschaft, obwohl man einst gerade in Amerika vom Militär nie viel wissen wollte. Der Amerika empfand gegenüber dem Militär, auch dem eigenem, schon immer sehr viel Mißvergnügen und Unbehagen. Aber die Zeiten haben sich geändert.

Man mobilisiert eine gigantische Propaganda. Zum einem will man sicher sein, die den Westmächten gegebene Kredite zurückgezahlt zu erhalten, was bestimmt nicht gelinge, gewinnen die Mittelmächte den Krieg. Außerdem will die Wirtschaft an der Kriegskonjunktur direkt mit-verdienen, an den Zahlungen der eigenen Regierung, auch etwa die Farmer, die Lebensmittel für Konservendosen herstellen, welche nach Europa gehen werden. Die amerikanische Hochfinanz und die Schwerindustrie propagieren den Kriegseintritt. Haß wird gepredigt, gegen die deutschsprechenden Barbaren. Folglich lernt man in den US-amerikanischen Schulen nicht mehr Deutsch. Die deutschen Zeitungen verschwinden. Sam stirbt also in Europa den amerikanischen Heldentod. Fällt er auch für amerikanische Ideale, für die amerikanische Utopie und für den amerikanischen Traum?

Es gibt keine einfache Antwort auf diese wichtige und komplexe Frage. Die amerikanischen Juden bemerken nicht einmal, dass Amerika ja nun mit dem zaristischen Russland verbündet ist, das die Juden im eigenen Land fortgesetzt schlecht behandelte, weshalb es von ihnen verlassen wurde. Fällt der Jude Sam überhaupt für ein Ideal? Das müssen wir uns fragen. Wir wissen, dass wir jetzt vereinfachen, aber das nehmen wir uns heraus. Amerika, die vermeintlich friedfertige Utopie, ist doch vornehmlich deshalb in diesen Krieg gezogen, weil ansonsten die Gefahr bestand, dass die europäischen Westmächte diesen Krieg noch hätten verlieren können. Russland hat ja bereits verloren. Und wenn die Mittelmächte siegen, werden die Vereinigten Staaten niemals wieder an ihr Kapital gelangen, das sie bereits in diesen Krieg investierten, nämlich im Zusammenhang mit den Waffenlieferungen an die verbündeten Westmächte England und Frankreich. Dieselben auch zu beziehen war den Mittelmächten wegen der alliierten Seeherrschaft unmöglich, so wie das deutsch blockierte Rußland. Die amerikanischen Juden wissen davon nichts. Sie erkennen überhaupt sehr wenig die Vorgänge in der Welt. Aber Joseph Roth weiß darüber Bescheid, und wir verstehen ihn. Denn als die Familie Singer vom Tod Sams in Europa erfährt, erscheint uniformiert der im Urlaub befindliche Mac, Sams original-amerikanischer Freund. Dieser ist zugleich ein möglicher Schwiegersohn Mendels. Er übergibt den Hinterbliebenen die (leere?) Brieftasche des Toten. Und so scheint es nicht anders: Der amerikanische Jude Sam ist nicht für utopische Ideale gefallen, sondern fürs big business. Der amerikanische Kriegseintritt ist kein Judenschwindel, sondern amerikanischer cant. Er gehört zu den dort gar nicht seltenen sogenannten Wallstreet-Schwindeln. Das hat bereits ein amerikanischer Autor der Zwanziger Jahre den US-Amerikanern klarzumachen versucht. Der Familie Mendel weiß es nicht, aber alle fühlen, dass dieser Tod wahrlich keinen

Helden-tod bedeutet. Die Utopie, amerikanischer politischer Geist werde die Welt demokratidieren, war nur Vorwand für Kriegs-Geldgeschäfte. Folglich wird man nichts anderes konstatieren können, als daß die gefallenen amerikani-schen Soldaten einen gänzlich sinnentleerten Tod starben. Sie starben nicht für eine gute Idee oder für den Fortbestand des eigenen Vaterlandes, sondern für die Fortdauer der Kapitalgeschäfte. Man hat das in den USA nach dem Krieg sehr gut verstanden und deshalb einen Sonderfrieden abgeschlossen, nicht Versailles, das von den Amerikanern abgelehnt wur-de. Und deshalb auch der nachfolgende Isolationismus und der lange Wi-derstand, zwei aus bester amerikanischer Tradition erwachsene politische Erscheinungen. Natürlich wollte Roosevelt später nicht nur Kreuzritter sein, sondern auch Imperialist, Begründer eines amerikanischen Imperiums.

Und was eigentlich mit Sams nicht unbeträchtlichem in Amerika bereits erworbenem Vermögen geschieht, wissen wir nicht. Der Jude Rottenberg äußert einmal, Sam hätte ein Kaufhaus besessen. Deshalb könne man doch sagen, Gott habe es gut mit Mendel Singer gemeint. Über diese Äußerung erschrickt man, denn sie ist nicht jüdisch, sondern puritanisch-kapitalistisch. Überdies stellt sie Schönfärberei dar. Die Utopie Amerika verkündet zwar viel Humanität, doch die Juden assimilieren sich in den Vereinigten Staaten bestimmt nicht in einem humanistischen Sinn. Zwar handelte es sich bei der Begründung der nordamerikanischen Union um eine Angelegenheit von enlightenment und humanism, aber solche Vorstellungen herrschen nicht mehr vor. Hier dreht sich alles ums Geld - unhumanistisch.

Farce Deborah

Sams Tod ist das Schlimmste, was den Mendels widerfährt. Die in New York unassimiliert gebliebene Deborah, die Mutter, verhält sich, über den Tod des Sohns in Kenntnis gesetzt, zunächst wie ein osteuropäisches Klageweib und rauft sich die Haare, sodass man auf der teils nackten Kopfhaut blutige Stellen sieht. Die bis dahin in der spezifischen New Yorker Isolation, nicht unter liberal denkenden und emanzipierten Glaubensgenossen lebende, entnervte Frau stirbt gar. Ihr Tod erschüttert den Leser wohl nur mäßig. Denn Deborah hatte die Auswanderung ja von Anfang an bewußt mitbetrieben, aus unterschiedlichen Gründen, von denen einer die bereits längst verlorene gegenseitige Zuneigung der Eheleute gewesen war. Warum sie erwartete, dass sich dieses Verhältnis in Amerika wieder einrenken würde, bleibt unerfindlich. Aber vor allem hatte sie auf Wohlstand gehofft. Die Vorstellung von allen Bürgern des Landes erworbenem und bleibendem Wohlstand und Überfluß stellt ja einen Teil der amerikanischen Utopie dar. Mandel hatte ja zuletzt in Gallizien allein davon leben müssen,

was ihm nur sieben Kinder seiner Judenschule als Entgelt für die Unter-
 richtung noch zusteckten. So schwach war diese Einrichtung zuletzt besucht.
 Das traditionelle Judentum befand sich nämlich in der Heimat bereits im
 Zustand der fortgeschrittenen Selbstaflösung. Deborahs Traum vom ame-
 rikanischen Leben, der Traum, dass sich dort utopischer Wohlstand und
 heile Familie erfüllten, ist eine Illusion. Es gelingt nicht einmal eine Art
 von Travestie, nur die Farce. Die Dollars, die Mendels Frau in den Dielen-
 ritzen der New Yorker Slumwohnung verbirgt, machen keinen viel höheren
 Betrag aus als das einst in der Heimat von ihr Abgesparte, Ersparte.

Mendel Singer, der Sünder

Auch das amerikanische Schicksal Mendel Singers rührt eigentlich wenig.
 Ergreifend dagegen ist die Darstellungsweise, die feinsinnige und einfüh-
 lsame Beschreibung dessen, was das Denken eines religiösen Menschen und
 Juden bestimmt.

Denn alles vollzieht sich so, wie es kommen muss. Mendel Singer hat eine
 schlimme Sünde begangen, indem er den schwerkranken blödsinnigen
 Sohn einfach zurückließ, nämlich den Leuten übergab, welchen er das
 Haus in Gallizien verkaufte, die Judenschule. Zwar hatten sich diese Leute
 hatten sich im Kaufvertrag verpflichtet, den Jungen lebenslang zu pflegen.
 Niemals gelingt es, das Kind nachzuholen. Mendel trägt schwer an dieser
 Schuld. Auch deshalb beginnt er allmählich mit Gott zu hadern, aber vor
 allem natürlich wegen des amerikanischen Heldentods von Sam. Aber das
 bedeutet nicht, dass er nun assimilationsfähig wird, vielmehr das ganze
 Gegenteil. Das Hadern mit Gott ist die Kehrseite derselben Medaille, näm-
 lich der traditionellen jüdischen Religiosität. Mendel kommt herunter. Er
 räumt die Wohnung und lebt bei der Familie Skowronnek. Das Hadern mit
 Gott ist wohl auch Teil eines sich entwickelnden natürlichen Altersstarr-
 sinns, etwa wenn er sich nicht damit abfinden will, dass die Schwieger-
 tochter Vega einen anderen heiraten will, der nicht sein Sohn ist. Da er sich
 eben nicht anpassen, sondern am Beispiel der eigenen Person fortgesetzt
 demonstrieren will, wie grausam Jahwe mit Hiob verfährt, kann er sich ge-
 gen niemanden zur Wehr setzen. Ja, es kommt ihm gerade recht, dass man
 ihm hart zusetzt. Er wird herumkommandiert, schikaniert; er darf nur Ge-
 legenheitsarbeiten verrichten; er wird gedemütigt; schließlich will man sich
 seiner ganz entledigen. An den religiösen Festen nimmt er formal teil. Wie
 er zuletzt leben muss, ist zwar von ihm nicht anders gewollt, doch mit Si-
 cherheit keine Selbstbestimmung im Sinne der amerikanischen Utopie,
 mehr eine Art Karikatur davon; freilich eine solche, über die es nichts zu
 lachen gibt. Die Vorstellungen der Familie Mendel, genährt an der Utopie
 von Amerika, erweisen sich als unrealistisch, einmal wegen der dortigen,

andersgeprägten Umwelt, aber auch wegen des unveränderbaren Wesenskerns der vielen neuhinzugekommenen Menschen. Diese Unveränderbarkeit von Menschen wirkt jedoch in jedem Fall sympathischer als Sams schnelle Assimilationsfähigkeit. Denn wer human und humanistisch denkt, respektiert immer auch einen unveränderbaren Wesenskern des Menschen und der Mitmenschen. Deshalb wird Mendels Unveränderbarkeit vom Leser als etwas zutiefst Human-Eigenes akzeptiert.

Mirjam, nicht Utopie, sondern Travestie der Freiheit

Erschütternder wirkt Mirjams, der Tochter Weg. Sie entwickelt sich bereits in der Heimat zu arger Sinnlichkeit. Man muss das Mädchen fast als Nymphomanin bezeichnen. In den Nächten treibt sie sich mit unterschiedlichen russischen Soldaten herum. Die Mutter verübelt es ihr kaum, ist beinahe neidisch. Mendel erlebt es selbst einmal, wie seine Tochter im Kornfeld streunt wie eine läufige Katze. Er verbirgt sich, sodaß seine Gegenwart von der Tochter nicht bemerkt wird. So will er ihr die Beschämung ersparen. Zwar spielte die Prostitution unter den gallizischen Judenmädchen tatsächlich eine große Rolle, aber Mirjam ist keine Prostituierte. Jedenfalls erfahren wir nichts von Geld. Mirjam geht es, so scheint es, allein um ihre Freude an solcher Sache. Eigentlich erst aufgrund des erwähnten Erlebnisses entschließt sich Mendel, nun nach Amerika zu gehen. Vor allem gibt es dort keine Russen! Schließlich soll die Tochter keine Schickse werden. Er glaubt, in Amerika verhielten sich, auch was die Beziehung der Geschlechter betrifft, alle Menschen zivilisierter, das heißt humaner. Man täusche sich nicht: Von Geld war zwar nicht die Rede. Dennoch geht es hier um die spezifische Jüdinnen-Prostitution. In der Tat gibt sich die amerikanische Utopie in jeder Hinsicht eher sittenstreng, ja prüde, offiziell, trotz der zahlreichen bekannten Freiräume wie etwa Las Vegas (wohl identisch mit dem bereits von Bert Brecht ersonnenem Mahagonny) oder New Orleans, der Heimat des in den dortigen Bordellen entstandenen Jazz. An letztgenannter Erscheinung ist eigentlich nichts Originelles. Auch der Tango entstand in Bordellen, nämlich in denen von Buenos Aires (ebenfalls eine sehr bedeutende Hafenstadt; Mississippi und Paraná haben hier einander Ähnliches zustandegebracht). Zudem existiert in den amerikanischen Vereinigten Staaten, entgegen der ursprünglichen, eher puritanischen Utopie, ein spezifisch amerikanischer Libertinismus, der erst im 20. Jahrhundert ganz ungeniert hervortrat, am deutlichsten in Hollywood. Da geht es nicht mehr nur um Freiheiten, die sich Künstler eben einfach herausnehmen, sondern um einen ganz grundsätzl gemeinten und erstrebten Libertinismus. Manche amerikanische Presseprodukte propagieren gar einen solchen. Ein weiteres Ergebnis etwa stellt das Scheidungsparadies San Remo

dar. Weltbekannt ist Paris Hilton, in Wirklichkeit eine zum Gotterbarmen reiche Erbin und Libertine. Mirjam, auf dem Gebiet äußerst hellhörig, fühlt das alles sehr gut heraus. Sie ging vor allem aus einem einzigen Grunde nach Amerika, nämlich weil sie sich dort mehr sexuelle Freizügigkeit (natürlich keine Straßenprostitution; davon wollen alle fort) erhofft, die sie drüben tatsächlich auch bekommt und für sich ausbeutet, sinnlich und geschäftlich. Es fällt ihr gar nicht schwer, da sie ziemlich gut aussieht, nämlich wie ein American dream girl. Wenn wir uns nicht täuschen, treibt sie es zeitweise mit Mac und mit dessen Geschäftsführer gleichzeitig. So wird sie im Kaufhaus beschäftigt und sehr gut bezahlt, da man sich mit ihr präsentieren kann. Es geht also wieder ums Geld. Man wird das Gefühl nicht los, daß Mirjams Tätigkeit zum einem großen Teil nur Edelprostitution ist. Sie wird in den Chefetagen geduldet und erwartet und ist allerdings der Karriere von Frauen sehr förderlich. Amerikanisches Geschäftsleben spielt sich durchaus auch so ab. Laut einem Bericht des SPIEGEL werden amerikanische attraktive in der Privatwirtschaft weibliche Beschäftigte nicht selten offiziös gefragt, ob sie auch bereit seien, für die Firma zu f...- Was man in Hollywoodfilmen nicht immer deutlich ersehen, aber herausfühlen oder erahnen kann. Auch amerikanische Massenkunst kann man verarbeiten, analysieren, schließlich gedeutet und dann natürlich verstehen! Übrigens braucht man deswegen gar nicht auf Amerika zu deuten. Man blicke nur nach Wolfsburg, wo ein Herr Pièch die in seinem Aufsichtsrat vertretenen Gewerkschaftsbosse mit denselben und von ihm bezahlten Leistungen köderte. Die Angelegenheit ist gerichtlich noch nicht ausgestanden, doch mag sie ein Beispiel unserer aller Amerikanisierung darstellen.

Wir bleiben beim Thema und beim Roman. Tun wir einmal einen modernistischen Vergleich: Mirjam ist eine Art weiblicher Vorwegnahme des (viel jüngeren) blendend ausschauenden und sich raffiniert auf weibliche Anhängerschaft verstehenden Budapester Judenjungen Bernhard Schwarz, der seit den 50ern in Hollywood als Tony Curtis weltbekannt wurde. Aber dieses ihm ähnliche jüdisch-amerikanische powergirl Mirjam kommt zuletzt doch nicht über die Grenzen hinweg, die ihr Abstammung und Familie eindeutig setzen. Was sie eher sympathisch erscheinen läßt. Infolge des amerikanischen Heldentods von Sam erkrankt sie an einer schweren und unheilbaren Psychose, ja an völliger Demenz. Ihr letzter zum Vater geäußelter Wunsch besteht darin, dass sie ihm die blutschänderische Beziehung anträgt. Ihr Wahnsinn ist eigentlich unerklärlich. Vielleicht hat ihn die Lebensführung des Mädchens ausgelöst. Oder er entstammt einer Veranlagung beziehungsweise Vererbung, wofür der Fall des jüngsten, krank zu-rückgelassenen Bruders spricht. Ein deutscher Arzt in New York,

mit dem sich Mendel bezeichnenderweise sehr gut versteht, erklärt diesem den Sachverhalt. Also nicht die Utopie für die New Yorkerin Mirjam, sondern die Anstalt. Sie war eben doch kein utopisches American Supergirl, was immer man darunter verstehen will. Ihre Realität ist zuletzt eine ganz an-dere, nämlich wahnsinnige. Vielleicht handelt es sich bei dieser Figur um einen Reflex Joseph Roths der in Europa nicht selten gehörten Meinung, New York und Amerika seien zwar schön und sehenswert, doch lebten dort allzuviele Verrückte, was man gar oft auch von Amerikanern vernimmt.

Am Schluß des Buchs gibt es doch auch noch für Mirjam eine Chance. Denn der Bruder wurde geheilt. Er unternimmt Konzertreisen nach Amerika und sucht die Verbindung mit der Familie, die ihn seit langem abgeschrieben hat. Menuchim erscheint jetzt gewissermaßen als klaviespielender Bote, der zu guter Letzt alles ins Gute hinüberführt. Man ist erfreut.

Mendels Rückkehr

Dieser Schluss von Joseph Roths Roman ist nicht leicht zugänglich. Zuletzt stellt sich heraus, dass Menuchin in Europa gesundete, wahrscheinlich in Petersburg. Wie konnte Russland helfen? Europa hat diesen geheilt, während man der Tochter Mirjam in Amerika nicht zu helfen weiß. Mendel hatte ursprünglich gedacht, in Amerika gesunde man einfach mit Spritzen von allem. Der geheilte Menuchin also unternimmt eine Tour-nee als Musiker nach Amerika, sucht den Vater und findet ihn. Mendel erkennt die von ihm begangenen Fehler. Seine schlimmste Sünde bestand darin, nicht auf die Weissagung eines als weise und heilig geltenden alten Rabbi gehört zu haben, der sich den kranken Menuhin angesehen und bei dieser Gelegenheit prophezeit hatte, der Knabe werde gesunden. Zu dritt will die Familie nun nach Europa zurückkehren. Mendel kommt zur Ruhe. Es ist ein legendenhafter Schluss. Viele haben ihn dem Autor als Fehler angekreidet, als unglaubwürdig. Aber Joseph Roth wollte zum Schluss vermutlich symbolisch ausdrücken, was wir in unserer Sicht des Romans längst erkannt haben: Orientieren wir uns doch wieder mehr an der eigenen und guten europäischen Tradition, besonders an der mitteleuropäischen! So lautet Joseph Roths Aussage. Lassen wir uns nicht von Utopien verwirren! Vieles, was in aller Welt, wo auch immer, in Amerika oder anderswo, als gut gepriesen wird, ist es in Wirklichkeit gar nicht, selbst wenn es populär ist. Sichern wir uns die Heimat! Geben wir das bei uns wahrhaft Bewährte nicht auf! Lasst uns insbesondere für den Zusammenhalt der Familien sorgen! Weg vom Materialismus der Massen, wieder mehr bürgerlicher Humanismus! Auf dem ersten Blick wirkt diese Reihung vielleicht konservativ oder zumindest ein wenig hausbacken. In der Tat wurde Joseph Roth

eines falschen Konservativismus', ja faschisti-scher Überzeugungen bezichtigt. Aber gerade die Nazis mochten sein schriftstellerische Werk wirklich nicht. Überlegen wir ein wenig weiter.

Mehr Humanismus!

Vielleicht liegen doch mehr Gründe vor, das bei uns Bewährte erneut zu überdenken, etwa den Humanismus und die humanistische Bildungs-idee, zu Beginn des dritten Jahrtausends.

Dreißig Jahre lang wurde an unserem nach 1945 doch vorzüglich, obwohl im absolut gut traditionellen Sinn, nämlich im humanistisch erneu-erten Bildungswesen herumgedoktert. Nun stellt sich heraus, daß dieses schlecht bestellt wurde. Jetzt erst erkennt man: Alles war Angeberei und Marktschreierei. Kritiker der Entwicklung, unter Gymnasiallehrern gab es einst viele, wurden mundtot gemacht, von den Schulleitern, von der Presse, ja sogar von Ministerialen. Alles Kritische wurde vertuscht und verleug-net, eben rasch weggesteckt.

Freilich konnten in einem modernen, maroden, eben "amerikanischen" oder amerikanisierten Bildungswesen schlechte Figuren leichter Karriere machen als im traditio-nellen. Wirklich Schöpferisches ist nirgends entstanden. Denn die meisten Politiker und Behördenleiter denken nicht über Wahlen und Pensionierung hinaus. Was sind heute Bildungsziele? Gibt es noch geistige Werte? Davon auch nichts in Pisa! Die Familien zerstören sich selbst, ähnlich den traditionell jüdischen in Joseph Roths "Hiob". Fast ergibt sich der Eindruck, das deutsche Gymnasium, übrigens auch die sogenannte Hauptschule, zerfallen wie Mendel Singers Judenschule. Es existieren vielzuwenig Kinder. Die Deutschen wirken ganz allein darauf bedacht, jeder für sich die eigenen Schäfchen ins Trockene zu bringen, wie die "Amerikaner" des Joseph Roth. Es gilt der krasseste Materialismus und ansonsten nur Prestige und Prominenz und außerdem noch der amerikanisch anmutende Kult um den Sex. Was insbesondere vom letzteren zu halten ist, zeigt klar die Figur der Mirjam.

Aber so geht das alles nicht! Wir müssen uns über Werte verständigen, die es wieder zu verbreiten gilt, Primär- und Sekundärtugenden. Besonders die letzteren, darunter beispielsweise die Disziplin, wurden bei uns geradezu verteufelt, indem man tatsächlich vernahm, sie sei nur geeignet, ein Konzentrationslager zu führen. Viele Jugendliche orientieren sich "amerikanisch", beispielsweise an Computerspielen, deren fragwürdige, ja gefährliche Bedeutung zu erkennen nun ein besonderer, geradezu unsäglich aktueller Anlaß besteht. Erfurt! Der PC stammt ja aus Amerika. An einen Bill

Gates wird man zukünftig schlecht anknüpfen können, wohl aber an die traditionelle deutsche oder mitteleuropäische Kultur!

Und natürlich existiert auch in den anderen europäischen Staaten und an vielen weiteren Orten eine ganze Menge von traditionell Gutem. Schauen wir da überall hin! Eignen wir es uns an. Schaffen wir wieder mehr Humanismus!

Inhaltsverzeichnis:

W o l f g a n g U t s c h i g

Amerika - Land der unbegrenzten Möglichkeiten"
 Das Amerikabild in Joseph Roths Roman "Hiob"
 Unterscheidung zwischen Utopie und Wirklichkeit

Hiob - ein Auswandererroman
 Was bedeuten uns die gallizischen Judenfiguren noch?
 Mendel Singers jüdisches Leben in Gallizien
 Jonas
 Mitteleuropa
 Die amerikanische Utopie
 Amerikanische Wirklichkeit: Sam
 Farce Deborah
 Mendel Singer, der Sünder
 Mirjam, nicht Utopie, sondern Travestie der Freiheit
 Mendels Rückkehr
 Mehr Humanismus!

"Amerika - Land der unbegrenzten Möglichkeiten"
 Untersuchen Sie die Charakteristik des Amerikabildes
 im Roman "Hiob" von Joseph Roth!
 Achten Sie dabei auch auf die Unterscheidung
 zwischen Utopie und Wirklichkeit!

Gliederung:

- A) Joseph Roths "Hiob", ein Auswandererroman
- B) Erfüllt Amerika die Hoffnungen der gallizischen Juden
 oder erweisen sich diese als unrealisierbar-utopisch?
 I. Probleme der gallizischen Juden

- a) Wirtschaftliche und zivilisatorische
 - b) Assimilation in Rußland oder Mitteleuropa
 - II. Die Anziehungskraft Amerikas
 - a) Glücksverheißung aus Amerika
 - b) Die Realität ist anders
 - III. Das Amerikabild Joseph Roths am Beispiel der Hauptfiguren
 - a) Sam
 - 1. Amerikanischer Traum: Assimilation und Erfolg
 - 2. Bedeutung des Kriegstodes: Tod für falsche Utopie
 - b) Deborahs Entwicklung, eine Farce
 - c) Hiobs Scheitern: überstarke und falsche traditionelle Religiosität
 - d) Für Mirjam in Amerika zuletzt die Heilanstalt
 - IV. Legendenhafter Romanschluß: Rückwendung nach Europa
- C) Amerikanische Utopie und Realität: aktuelle Folgerungen

Unser Undorfer Haus (Gegenstandsbeschreibung)

Das von mir und von meinen Eltern bewohnte Undorfer Haus liegt etwa 100 Meter weit entfernt von der Staatsstraße, die Deuerling und Nittendorf miteinander verbindet, keinen halben Kilometer weg vom Bahnhof Undorf. Das Grundstück befindet sich auf einem sanften Nordhang des sogenannten Tegelbergs. Daran nördlich und östlich vorbei führt eine Straße, welche die bereits genannte Staatsstraße mit dem neuen Zentrum von Nittendorf verbindet, sodaß wir gute örtliche Möglichkeiten haben. An unser Grundstück schließt östlich eine große, noch unbebaute Wiese an und im Süden ein bebautes Nachbargrundstück. An den Verkehr sind wir also gut angeschlossen. Denn der Bahnhof und eine Bushaltestelle sind und ebenso Autobahneinfahrt Nittendorf.

Zuerst zur Beschreibung des Grundstücks. In der Nordwestecke unseres Platzes wurden zwei Fertigaragen errichtet. Davor liegen zwei befestigte

Parkplätze, die zum Grundstück gehören. Neben dem Grundstückszugang wurden der Mülltonnenplatz und die Briefkästen errichtet. Unser Grundstück ist von Bäumen umrandet, vor allem von Tannen und Fichten, doch auch von Sträuchern. Nahe dem Zugang fällt eine große Blaufichte auf ferner Lärchen und Birken. Der Rasen ist nicht mehr schön. Denn die vielen Gehölze entziehen ihm die benötigten Nährstoffe. Westlich, merkwürdig eingegrenzt von einer Außenecke des Hausgrundrisses, befindet sich eine Veranda mit Markise. Nun haben wir einen ersten Überblick über die ganze Anlage gewonnen. Wir gehen hinein.

Öffnet man unsere nicht sehr ansehnliche Türe, gelangt man ins Treppenhaus, von wo aus Holztreppe weiterführen. Die Erdegesschoßwohnung ist mittels eines Holztürenteils vom Treppenhaus separiert. In der unteren Wohnung östlich liegt das Schlafzimmer, in dem man morgens viel Helligkeit hat. Südlich daran schließt das hellbraun gekachelte Badezimmer an. Darin befinden sich Badewanne und zwei Waschbecken sowie ein Alibert-Badezimmerschrank. Dann folgt das Kinderzimmer. Es ist nicht groß, doch immerhin hell. In der Osthälfte der unteren Wohnung befindet sich eine Eßdiele mit Sicht auf die Veranda. Südlich daran schließt die Küche an. Darin wurden blaugraue Einbau-Küchenmöbel aufgestellt. Nördlich an die Eßdiele schließt ein einigermaßen geräumiges Wohnzimmer an. Man betritt es, indem man eine große eichene Flügeltüre öffnet. Es ist gut beleuchtet, da es Fenster nach drei Seiten aufweist. Wenig ansehnlich sind die altmodischen Heizkörper.

Nun gehen wir die Treppe hoch in den ersten Stock. Wir gelangen in die ebenfalls separate Mansardenwohnung. Über eine gekachelte Diele gelangen wir westlich in einen Wohn-Eßraum mit Kochnische, die ihr Licht aus einer Dachluke bezieht. Diese kleine Küche ist ebenfalls gekachelte, auch der Boden, und sie kann mittels einer Falttüre aus eichenholzartigem Kunststoff vom Großteil des Raums abgetrennt werden, sodaß dann keine Sicht auf die Küchenmöbel dahinter besteht. Vom Wohnzimmer aus kann man sich durch eine Türe auf einen kleinen, hölzernen Balkon begeben. Dieser ganze Wohnraum wird nachmittags sehr hell ausgeleuchtet und wirkt recht freundlich, auch infolge des Eichenparkettbodens.

Wenn man das Wohnzimmer wieder verläßt, kann man sich rechts in die Toilette begeben. Hier befinden sich auch eine Dusche. Alles ist hellbraun ausgekachelte, wie das untere Badezimmer. Ein Schlafzimmer und ein kleines Arbeitszimmer machen die östliche Hälfte der oberen Wohnung aus. In

der Mansarde kann man wohnen, ohne die untere Wohnung je betreten zu müssen, weil hier alles vorhanden ist.

Dann verlassen wir diese Wohnung. Blickt man vor der Türe dieser Wohnung nach oben, sieht man eine hochgeklappte Ausziehleiter. Diese führt in den Dachboden. Dieser wurde mit Spanplatten belegt, sodaß er sich zum Speicher eignet. Eine kleine Dachluke gibt Licht. Hier stellen wir ab, was wir derzeit nicht brauchen, doch nicht weggeben wollen.

Wenn man sich ganz nach unten in den Keller begibt, gelangt man zuerst in einen (östlichen) Raum, das wir als Computerraum bezeichnen. Gegenüber liegt ein größerer (westlicher) Hobbyraum mit vier Fenstern. Da er nördlich liegt, ist es hier ziemlich dunkel, wenn nicht das Licht eingeschaltet wird. Doch hat man ausreichend für Hobbies Platz. Wir gebrauchen diesen Raum als Mediothek. Auch unsere elektrische Eisenbahnanlage befindet sich dort.

Vom Treppenhaus aus gelangt man in den abschließbaren Keller. Östlich liegt eine einfach gekachelte Waschküche. Darin befinden sich zwei Anschlüsse für Waschmaschinen, eine Dusche und ein Waschbecken, sodaß sich der Raum als zusätzliches Badezimmer nutzen läßt. Südlich im Tiefgeschoß liegt der Kellerraum. Östlich, gesichert von einer starken Eisentüre, wurde sich der Heizraum eingerichtet. Wenn man dort eine Luke in den südlichen Nachbarraum öffnet, blickt man ins Heizöllager, wo drei Kunststofftanks stehen. Unser Haus besitzt Ölzentralheizung und Wasserentkalkungsanlage. Aufgrund dieser Beschreibung vermag sich nun jeder unser Haus ziemlich klar vorzustellen.

Nun noch eine Aussage über den Mauerputz. Er ist hellweiß und muß alsbald erneuert werden. Das Dach ist mit roten Dachziegeln gedeckt. Vor den Fenstern des Untergeschosses wurde eisernes Gitterwerk installiert, zur Sicherung und Verzierung. Denn es verwahrt und verschönert zugleich.

Sicher hat unser Haus auch Mängel. Aber dennoch möchte ich es vorerst nicht räumen. Denn eigentlich gefällt es mir, in Undorf zu leben. Hier hat sich auch ein kleines örtliches Zentrum entwickelt, wo man das erhält, was man zumeist braucht. Ferner habe ich am Ort einige Bekannte und Freunde. Überdies bin ich in Undorf nachmittags nicht festgebunden. Mit meiner Schülerfahrkarte kann ich nach Regensburg und noch weiter fahren, ganz wie ich will, und es kostet mich gar nichts. Wenn ich will, fahre ich nachmittags nach Regensburg zu einem Klassenkameraden.

Ein Gardarobenschrank (Gegenstandsbeschreibung)

Man benötigt nicht nur Kleider-, sondern auch Gardarobenschränke. Denn die Mäntel und Überjacken nehmen im Kleiderschrank zuviel Platz weg. Deshalb haben wir am Zugang zu unserer Mansardenwohnung einen solchen Schrank hingestellt. Er wird besonders von unseren Logiergästen benutzt. Handelt es sich um ein taugliches Stück?

Zuerst zum Äußeren. Wir beginnen die Beschreibung mit den Maßen. Der Schrank ist an die zwei Meter hoch, doch kaum einen Meter breit. Tief ist er wohl um 35 Zentimeter. Das ist vermutlich zu knapp. Denn Mäntel sind zumeist breiter. Die Maße sind also beschränkt.

Um welches Material handelt es sich? Es schaut aus wie Eiche und faßt sich auch an wie Holz, aber es handelt sich um Kunststoff. Dieser Kunststoff ist dermaßen beschaffen, daß er eine Eichenholz-Musterung imitiert. Das Material ist sehr hell und freundlich. An der linken Flügeltüre befindet sich außen ein Spiegel. Er ist fast so lang wie der ganze Schrank, sodaß man sich darin von Kopf bis Fuß betrachten kann, ob das Outfit paßt. Der andere Schranktürenflügel besteht aus demselben Material, weist jedoch keinen Spiegel auf. Man erkennt einen oberen Türflügel und einen unteren. Dazwischen sieht man ein Schubfach. Alles macht einen guten, sauberen und funktionsfähigen Eindruck. Wir öffnen nun den Schrank.

Beim Öffnen merkt man, daß der Schrank ziemlich stabil ist. Er wackelt nicht wie ein Billigfabrikat. Nun sehen wir, daß in der linken Kammer oben eine Kleiderstange befestigt ist. Sie geht in die Tiefe und nicht in die Breite. Das erscheint nachteilig. Denn die aufgehängten Jacken hängen nicht nebeneinander, sondern hintereinander. Man muß also zumeist die Mäntel herausnehmen, um an die anschließenden Kleidungsstücke zu gelangen.

Dieses Durchkramen ist manchmal lästig. Ist man in Eile, muß man nicht selten richtig wühlen. Man hat Platz für etwa fünf Kleiderbügel. Wieviel in diese Seite des Schrankes paßt, hängt von der Stärke der Kleidung ab.

Auf dieser Seite oben befindet sich noch ein schmales Fach für Mützen und Hüte. Aber mehr als ein Hut paßt wohl nicht hinein. Sie würden sich drücken. Mützen kann man übereinanderlegen. Das macht ihnen nichts aus.

Nun ein Blick auf die andere Seite des Schrankes. Hier befindet sich oben eine größere Abteilung mit zwei Querbrettern für Schuhe. Schließt man die Türe, sieht man drei Metallstangen-Gitter in die Fächer einschwenken. Darauf kann man weitere Schuhe abstellen. Aber das ist nicht richtig durchkonstruiert. Denn wenn man die Fächer mit Schuhen füllt, können die Gitter manchmal nicht mehr in den Schrank hineingleiten, da sie von den darin befindlichen Schuhen gehindert werden. Man muß auf die Größe der Schuhe achten, dann geht es. Und man muß das ziemlich genau beachten, sonst verhindern die vollgestellten Halterungen, daß man diese Schrankseite schließen kann. Ich halte die ganze Konstruktion für oberflächlich durchdacht.

Es folgt nach unten die Schublade. Hier kann man Schals, Stirnbänder und Handschuhe ablegen. Das Schubfach gleitet gut, sodaß in diesem Punkt kein Anlaß zu Klage besteht. Das Schubfach ist gut brauchbar.

Nun will ich die letzte Einstellkammer beschreiben. Man sieht zwei etwas größere Fächer als oben. Auch sie eignen sich fürs Einstellen von Schuhen. Man könnte hier Wäsche ablegen. Ein großer Schuhputzkasten würde ebenso hineinpassen. Der ganze Schrank ist also vielseitig nutzbar, als Bekleidungs- und als Schuhschrank.

Zuletzt noch ein Satz zur Schrankdecke oben. Dort kann man Taschen abstellen, sogar wenn sie voll sind. Das hält das Möbelstück leicht aus, da es, wie schon gesagt, recht stark und massiv ist.

Ich bin von diesem Schrank nicht gerade begeistert. Es gibt schönere und größere Gardarobenanlagen. Manches ist wohl fehlerhaft. Aber dort, wo er steht, fällt er nicht auf. Er leistet gewisse Dienste, doch nicht alle denkbaren. Gerne hätte man am oder im Schrank eine Leuchte, da es im Treppenhaus nicht sehr hell ist. Gästen leistet er gute Dienst und er entlastet so unsere Gardarobemöbel in der unteren Wohnung. Alles in allem war man mit dem Kauf nicht schlecht bedient. Denn dieses Möbel wurde sehr preiswert erworben, ich weiß nicht mehr von wem, sonst würde ich es sagen. Denn die Herkunft wäre vielleicht nicht unwichtig, wenn man einen Schrank beschreiben will.

Mein Portemonnaie

(Gegenstandsbeschreibung)

Fast alle Menschen sehen sich veranlaßt, wenn sie außer Haus gehen, wichtige Gegenstände mitzunehmen, die sie benötigen, wo immer sie verweilen. Dazu gehören etwa Haus-, Auto- und andere Schlüssel, Brieftasche, Notizbuch, Brillenetui, wenn sie Brillenträger sind, und vor allem das Portemonnaie. Denn darin befindet sich das kleine und das große Geld. Man weiß nie, wann man davon braucht. Ferner enthält es unterschiedliche Scheine und Belege, nach denen möglicherweise plötzlich verlangt wird. Demnach stellt der Geldbeutel ein äußerst bedeutsames persönliches Utensil dar. Mancher hält ihn für derart wichtig, daß er ihn sich unters Kopfkissen tut, wenn er sich zur Ruhe legt. Weil die Geldtasche so wichtig ist, will ich sie nachfolgend beschreiben. Es hat den Vorteil, daß man bei Verlust Genaues anzugeben vermag. Wie also sieht mein Portemonnaie aus?

Ich will zunächst etwas übers Äußere und übers Material ausführen. Mein "Geldsack" stellt einen zusammengeklappten Gegenstand von etwa 15 cm Breite und 10 cm Höhe dar. Er gewinnt die doppelte Breite, wenn man ihn auseinanderklappt. Die beiden Klappen werden von einer an der linken Klappe sitzenden Schlaufe zusammengeschlossen. An dieser Schlaufe sieht man den Deckel eines Druckknopfes. Der eigentliche Druckknopf befindet sich auf der rechten Klappenseite außen. Hülse und Knopf gehören zusammen. Drückt man sie ineinander, halten sie das Portemonnaie fest zusammen. Dann erscheint es handlich und paßt in jede Kleidungs tasche.

Mein Exemplar besteht aus griffigem, schwarzen Leder, das sich weich anfühlt. Es wird Offenbacher Qualität sein. Vorne erblickt man ein Hersteller-Signum, Zeichen des Markenfabrikats. Es stellt eine undeutbare Abkürzung dar. Alles wirkt solid vernäht. Ich öffne nun das Portemonnaie, beschreibe die "innere Beschaffenheit" und zwar so, daß jeder erkennt, ob der Gegenstand für mich taugt. Dann erst, wenn solches geschieht, gelangt man zu einer allgemeinverständlichen und gut einsichtigen Beschreibung.

Ich habe jetzt die Druckknopf-Lasche aufgemacht und breite die beiden Klappenhälften aus. Sie liegen vor mir auf dem Tisch. Man sieht, daß das Stück nicht nur aus einer linken und aus einer rechten Hälfte besteht. Darunter, nämlich in der jetzt unten liegenden Außenhülle, befindet sich ein durchgehender Teil, bestehend aus zwei übereinander angeordneten Fächern. Diese beiden Fächer reichen vom linken Klappenrand bis zum rechten. Die ganze Außenabteilung ist fest aufgenäht, wie überhaupt alles gut

verarbeitet wirkt. Nirgends sind Nähte gerissen. Man erblickt nicht einen einzigen losen Faden.

Hinten weist die Börse also die zwei besprochenen breiten Fächer auf. Sie sind für lange Papiere gedacht, für Banknoten. Wer will, kann Euroschecks hineintun, Rechnungen oder Lieferscheine, damit er diese sicher verwahrt. Denn wenn man solche Scheine einfach schnell in eine Anzugtasche steckt, läuft man Gefahr, daß sie abhandenkommen. Aus den hinteren Fächern meiner "Geldharmonika", wie ich die aufklappbare Börse gerne nenne, verschwindet nichts. Denn wenn man sie schließt, werden die Außenfächer durch den entstandenen festen Druck zusammengehalten, sodaß aus den beiden hinteren Stecktaschen gar nichts herausfallen kann. Sie erfüllen den Zweck. Man kann sich nichts Besseres vorstellen. Alle Papiere passen hinein, Lottoscheine und Quittungen. Letztere will man doch aufbewahren, wegen der Garantie oder fürs Finanzamt.

Wir kommen nun zum Innenteil des Stücks. Zwischen den erwähnten beiden Außentaschen des ganzen klappenartigen Objekts, das an der Innenseite mehrere und und verschiedene Einzeltaschen aufweist, befindet sich nochmals ein durchgehendes langes Fach. Anders als die Außentaschen ist dieses Innenteil oben geschlossen. Es handelt sich um den Mittelteil der Geldtasche, um ihr Herzstück, und besitzt seinen Zugang im Zentrum der aufgeschlagenen Klappe. Es läßt sich an einem kurzen Reißverschluß zuziehen beziehungsweise verschließen und ebenso wieder öffnen. Es soll wichtige, ebenfalls längliche, jedoch selten gebrauchte Scheine bergen, zum Beispiel Reiseschecks, die man nicht alsbald benötigt, sondern erst an einem Zielort.

Doch nicht nur die seltenen Zahlungsmittel passen in diese Innenabteilung. Zusammengefaltet gehen selbst größere Belege hinein, die man in Notfällen braucht, etwa einen Versicherungsschein oder den Autoschutzbrief. Man kann sagen, dieses Reißverschluß-Fach stellt so etwas wie ein Geheimfach dar, ein Sonder-Schutzfach für Allerwichtigstes, aber selten Gebrauchtetes. Oder man tut Fremdgeldscheine hinein, wenn man solche mitführen muß, und diese so von der gängigen Währung separieren will, damit nichts durcheinandergerät. Und wer Goldmünzen transportieren mag, steckt sie wegen des hohen Wertes ebenfalls in das beschriebene schließbare Fach. Daraus können sie nie herausfallen. Außerdem bleiben sie ganz unsichtbar, anders als in der Münztasche. In meinem Geldbörsen-Prachtstück ist wirklich an alles gedacht, gar an Goldstücke. Sie ist halt selbst ein solches.

Nun zu den anderen und einzelnen Behältnissen, die sich auf den Innenseiten der Geldbörsen-Klappen befinden. Zuerst die rechte Abteilung. Da erkennen wir die aufgenähte, etwas bauchig gearbeitete Münztasche. Sie ist der am häufigsten gebrauchte Teil des Portemonnaies. Der Inhalt wird alle Tage benötigt, als Pausegeld, für einen Bleistift oder für einen Kaugummi. Oder wenn ich einen Kopierapparat betätige, um mir einen guten Aufsatz zu kopieren, aus dem ich lernen will, einen solchen zu entwerfen und und zu formulieren. Die Münztasche umfaßt genügend Raum, sodaß sich die einzelnen Münzen gut unterscheiden lassen. Suchen, Kramen und Fieseln überflüssig! Auch dieser Vorteil nützt, denn Bezahlen und Wechseln muß oft schnell geschehen. Braucht man lange, wird der Gegenüber ungeduldig. Nun zur linken inneren Abteilung der nach außen geöffneten Portemonnaieklappe. Hier nehmen wir ein von maschenartigem Kunststoff bezogenes, durchsichtiges Fach wahr, ein Lichtfenster. Darunter bewahrt man einen Gegenstand auf, den man oft vorzeigen muß, wie ich meine Schülerfahrkarte in den Zügen und Bussen. Ein Erwachsener steckt vielleicht hier ein Foto von seinen Liebsten ein und auf der Rückseite den Personalausweis oder umgekehrt.

Heute muß man weitere wichtige und wertvolle Scheine oder Karten mit sich führen, die sicher eben nur am Körper aufgehoben sind. Denn wohin mit Ausweisen, mit Kontokarte und Kreditkarte? Und wohin mit Mitgliedsbescheinigungen, die etwa freien Eintritt in örtliche Museen oder ins Münchener Deutsche Museum erwirken? Über dem beschriebenen Lichtfenster befinden sich dafür mehrere andere Einsteckfächer, aus denen bestimmt nichts herausfällt.

Damit sind wir beileibe nicht am Ende. Denn zwischen beiden Klappenteilen hängt ein ebenfalls gut nutzbares, bisher gar nicht erwähntes Lederblatt. Seine Seiten sind zu drei Vierteln von dem genannten durchsichtigen, weil maschenartig gewirktem Stoff überzogen. Diese Lichtfenster bergen nochmals Scheine, Ausweise und Karten, die man rasch vorweisen will. Oder man benutzt sie für gerne betrachtete Bilder, von der Familie, von Freundschaften oder von Lieblingstieren. Meine Börse ist ganz allerliebste.

Über den zwei eben genannten Lichtfenstern des Mittelblattes wurden nochmals je drei Einsteckfächer angebracht. Hier hat man Platz für Telefon- und Krankenversicherungskarte, für Stadt- und Staatsbibliotheks-Benutzerkarte sowie für die wichtige Westbad-Dauerkarte. Und hinzufügen könnte man Vereinsmitgliedsausweise, die Postsparebuch-Karte sowie einen Zettel mit den wichtigsten Telefonnummern, die sich einem einfach nicht einprägen. Wichtig, ja äußerst wichtig wäre ein herauschiebbarer Zettel mit der eigenen Anschrift und Telefonnummer, falls einem ein Unglück

widerfährt. Jedenfalls habe ich in meinem guten Stück dafür noch Platz. Dieser scheint unbeschränkt, fast unendlich.

Keineswegs eine Übertreibung! In einem besonderen Fach steckt des weiteren mein Zettel mit Computer-Paßwörtern, E-Mail-Adressen, Internet-Verbindungen und Telefonnummern. All das ist dienlich, hat man es einmal vorbereitet. Seinen Ort findet in einem letzten Fach außerdem ein kleines Blatt mit Notizen über medizinische Infos wie Blutgruppe, Röntgenuntersuchungen und Impfungen. Man sollte sich dergleichen in den Arztpraxen erfragen und dem Portemonnaie einverleiben. Zuallerletzt habe ich noch ein Fach für eine kleine, ebenfalls einschiebbare Kalenderkarte. Sie ist wegen der Jahresübersicht, der angekreuzten Schulaufgabentermine und natürlich der ebenfalls ausgeworfenen Ferienzeiten äußerst nützlich. Alle Einstecktaschen sind derart beschaffen, daß die oberen Ränder der Karten noch eben sichtbar erscheinen. Sofort findet man das momentan richtige Stück. Man muß nicht herumklauben und niemanden warten lassen, der eine Einsicht wünscht.

Es wurde wirklich nichts vergessen. Ich weiß nichts Besseres. Die Börse war keineswegs teuer. Es gilt halt zu suchen! Sie stammt von der Firma Kaufhof, sollte 95.- DM kosten und wurde mehrmals herabgesetzt. Zuletzt kam sie auf nur DM 15.- Man glaubt es nicht! Und sie wirkt höchst ansehnlich. Das schwarze Leder ist nirgends abgeschabt oder angekratzt. Wenn so ein Schlaumeier meint, es gäbe kein Sichtfach für den Kontoauszug, sage ich, dieser gehöre doch in ein uneinsehbares Außenfach. Überdies habe ich kein Giro-, nur ein Postsparkonto.

Wenn ich Gehaltskonto und Führerschein besitze, wird mir meine Geldbörse immer noch bestens dienen. Aber jeder sollte auf ein gutes und wohlgefülltes Portemonnaie fleißig Achtung geben! Man muß es stets am Körper fühlen, in sicherer, schließbarer Tasche. Diebe sind überall! Ich führe wenig Geld mit mir. Doch bereits der Ärger, wenn man wenige Scheine oder Karten wiederbeschaffen müßte!

Der Kassettenrekorder (Beschreibung)

Mir gehört ein Kassettenrekorder. Diesen mußte ich vor einer Woch zur Reparatur bringen. Leider verlor ich den Abholschein. Aus diesem Grunde muß ich jetzt eine genaue Beschreibung des Geräts anfertigen, damit es identifiziert werden kann. Zunächst einmal sind die Maße wichtig.

Mein Kassettenrekorder mißt in der Länge ungefähr 35 Zentimeter und in der Breite 20 Zentimeter. Die Höhe kommt vielleicht auf 20 Zentimeter. Das Gerät sieht von außen aus wie ein schwarzer Kasten, denn das Gehäuse besteht aus schwarzem Kunststoff. Zum Schutz der Kanten befindet sich dort und an den Ecken eine Bedeckung mit Alumniumblech. Diese schützt vor Stößen. Auf der Unterseite des Kastens befinden sich vier

Gummi-Aufsetzer, damit das ganze Gerät gut auf der Unterlage haften kann. Diese Aufsätze haften ziemlich genau in den Ecken des Unterbodens. Somit versteht jeder, wie die Unterseite meines Rekorders beschaffen ist.

Nun zur Oberseite. Hier haftet eine Halterung aus Gummi zum Tragen des Geräts. Diese ist an ihren Enden mit Beschlägen an der Oberseite des Kastens festgemacht, zum Zwecke des leichteren Tragens. Das ganze Gehäuse ist somit gut und leicht tragbar. Links befindet sich ein schwarzes Kabel mit Stecker, den man vor der Inbetriebnahme in eine Steckdose steckt. Ist das getan, kann man das Gerät einschalten. Die Stromversorgung kommt dann in Gang.

Nun zu dem wichtigsten Teil des Geräts, dem Kassettendeck. Dieses befindet sich links auf der Vorderseite des Gehäuses. Es läßt sich aufklappen, damit man die Kassetten hineinschieben kann. Wenn man das tut und der Rekorder ist dementsprechend eingeschaltet, kann man freie Kassetten mit eben laufenden Rundfunksendungen bespielen oder bereits bespielte Kassetten anhören. Um all das zu beherrschen, muß man allerdings die richtigen Tasten bedienen können.

Man sieht unter dem Kassettendeck insgesamt sechs Tasten. Von links nach rechts gezählt handelt es sich um die Tasten, die man drückt, um abzuspielen, aufzunehmen sowie um die ganze Kassette vor- oder zurückzuspielen. Besonders wichtig ist die Taste, mit deren Hilfe man das Kassettendeck öffnet. Denn dahinein muß ja die Kassette. Es gibt auch eine Taste, die, wenn man sie drückt, die Aufnahme unterbricht. Die am Kassettendeck vorhandenen Tasten dienen also dazu, daß man die Funktionen regelt, zu welchen der Rekorder fähig ist. Diese Tasten befähigen das Gerät zum Abspielen von bespielten Kassetten, zum Aufnehmen von Musik auf unbespielte Kassetten, zum Vor- und Zurückspulen der Kassette, zum Unterbrechen von Aufnahmen und zuletzt zum Unterbrechen von Aufnahmen. Mit allen diesen Tasten wird der Rekorder bedient, jenachdem was mit der Kassette geschehen soll.

Auf der linken Seite des Kassettenrekorders oben befinden sich vier Drehregler. Unter jedem von diesem sieht man eine Schrift, die aussagt, wozu der entsprechende Drehregler dient. Hier wird die Bass-Stärke oder die Treble-Stärke abgepaßt. Auf dem Input-Schalter kann man den Recorder an die Empfindlichkeit des Radios angepaßt. Mit Hilfe des sogenannten Tape-Schalters kann man das Gerät in Betrieb nehmen oder ausschalten. Außerdem befinden sich auf der Kassen-Oberseite noch vier einzelne Einsteckbuchsen. Wieder steht bei jeder Buchse ein Schrift, sodaß man sich leicht zurechtfindet. Wer es wünscht, kann hier einen Kopfhörer, ein Mikrophon oder einen zusätzlichen Lautsprecher anschließen.

Nun zur rechten Seite des Kassettenrecorder-Gehäuses. Hier befindet sich noch eine starke Buchse mit der Aufschrift Rec/Play. Ist das Gerät eingeschaltet, leuchten dort zwei Dioden auf, die anzeigen, daß das Gerät eingeschaltet ist oder daß es gerade etwas aufnimmt. Darüber erkennt man nochmals eine beleuchtete Diode. Sie zeigt an, an welcher Stelle der im Lauf befindlichen Kassette man sich soeben befindet, wenn man vor- oder zurückspult. Dieser Knopf heißt Zero-Knopf. Mit seiner Hilfe kann man sich orientieren. Damit ist alles vorhanden, was man an einem Kassettenrecorder sucht.

Das Wichtigste kommt noch. Zuerst muß man elektrische Spannung hineinbringen, wenn man das Gerät betreiben möchte. Dazu dient der On/Off-Schalter. Er befindet sich auf der linken Seite des Gehäuses.

Nun ist alles beschrieben, was man an einzelnen Vorrichtungen am Recorder sieht. Insgesamt reichen sie alle aus. Mehr braucht man nicht. Ich hoffe, daß man mittels der vorliegenden Beschreibung mein Gerät identifiziert und es mir wieder aushändigt. Denn ich möchte mir keinen neuen Apparat kaufen. Soviel Geld besitze ich nicht, daß ich mir bei Verlusten oder Reparaturen immer Neues leisten kann.

Christian Friedrich Schubarts Gedicht "Der Bettelsoldat" (Gedichtinterpretation)

Die Dichtung über Krieg und Soldaten ist umfangreich. So klagte in der Zeit des Barocks etwa der Dichter Andreas Gryphius über das Unheil, das Krieg und Soldaten über die Menschen bringen: Zerstörung, Tod und Verlust des Seelenheils. Damals suchte man das Thema in christlich-stoizistischer Sicht zu bewältigen. Christian Friedrich Schubart, ein jüngerer, dem Sturm und Drang zuzuordnender Dichter, nähert sich demselben Thema ungleich emphatischer und engagierter. Ihm geht es in den kleinen Werk "Der Bettelsoldat" ums letztendliche Los regulärer Soldaten, die für Fürst und Land den Kopf hingehalten haben, nachdem sie gegen Sold angeworben, zwangsrekrutiert oder noch anders in den Militärdienst gepreßt wurden.

Es geht ums Schicksal der sogenannten alten Bettelsoldaten. In acht Strophen berichtet ein invalid geschossener alter Soldat im vorliegenden Gedicht Schubarts, was ihm alles Schlimmes, ja Lebensgefährliches während der vergangenen Dienstzeit widerfuhr. Es bedeutet überhaupt ein Wunder, daß er noch lebt. Dennoch kann er sich darüber nicht freuen, im Gegenteil. Was man von ihm vernimmt, empört die Leser oder Zuhörer. Die Strophen sind alle leicht verständlich, liedähnlich. Aber es ist ein trauriges, erschreckendes Lied. Die Strophen bestehen aus je vier immer dreihebigen jambischen Zeilen. Zur leichten Eingängigkeit und Lebendigkeit trägt ferner der

durchgehende Kreuzreim bei. Besonders fällt auf, daß in diesem Gedicht oft das Soldatenschicksal genau und prägnant bezeichnende Wörter aufeinander reimen. Denn jeder in militärischer Linie stehende Soldat hat doch oft "harten Kampf" erlebt, wenn Feuersalven gegeben wurden, und standen eingehüllt in Wolken von "Pulverdampf" auf dem Schlachtfeld, sodaß er im Rauch des Gewehrfeuers und der Granatexplosionen oft kaum Freund und Feind voneinander zu unterscheiden wußte. Jeder dieser alten Haudegen ist oft in "grauser Mitternacht" einsam und bange "auf der Wacht" gestanden. "Nacht" und "Wacht" ist wieder solch ein schlichter, volkstümlich wirkender, einfacher Reim. Der Autor wendet sich ans ganze Volk, das die einfachen Soldaten stellte, obwohl damals die allgemeine Wehrpflicht noch nicht existierte. Es wurde unter Zwangsanwendung geworben und es kam vor, daß man solche Geworbene an ausländische Fürsten vermietete, oder wie der junge Schiller formulierte, "verkaufte", unter anderem nach Amerika.

Davon, daß sich unter den Soldaten auch viele straffällig Gewordene befanden, denen man die Straffreiheit garantierte, wenn sie als Soldaten dienten, liest man in dem Gedicht nichts, und ferner nichts davon, daß der Adel ebenfalls seine Söhne stellte, die Offiziere, die Hauptleute, die im Gefecht ganz vorn standen, die Kompanie dort vorwärts führten und folglich nicht selten als erste zu Tode kamen, wenn Salve auf Salve rollte. Das würde nicht in Schubarts Tendenz passen. Er will seine Leser politisch überzeugen, für die eigenen, neuen, freiheitlichen und demokratischen Vorstellungen gewinnen, die er vertritt, indem er, durchaus zurecht und mit tauglichen Mitteln, stark ans Gefühl der Leser oder Zuhörer rührt, um so deren Verstand zu erreichen.

Diese Emphase steigert sich fortlaufend bis zum Schluß des kleinen Werks. Vor den letzten zwei Strophen bildet der Satz- und Strophenbau immer eine Einheit. In den letzten beiden Reimgruppen dagegen bricht der Satzbau nicht ab, sondern reicht über die vorletzte Strophe hinaus, indem der Satzbau in die letzte Strophe fortgeführt wird. Aber um einen eindeutigen Zeilensprung handelt es sich hier dennoch nicht. Ein solcher würde die einfache Tonart des Gedichts durchbrechen. Vielleicht wäre ein solches Mittel wie ein Stilbruch. Jedenfalls steigern sich die beiden letzten Strophen außerordentlich und zwar zu einem stark beschwörenden Ton (dieses Verb kommt auch wirklich vor; es ist im Text wörtlich belegt). Der Bettelsoldat ermahnt alle junge Männer unter Tränen, niemals unter die Soldaten zu gehen, niemals den bunten Rock zu tragen, des Königs Rock. Sie dürfen nicht Soldaten werden. Hier wird die Emphase außerordentlich stark und zwar wegen des beschwörenden Tons und der im Gedicht an dieser Stelle

verwendeten poetischen Mittel. Kein Stilbruch liegt vor, wenn innerhalb der letzten Strophe im Reim zu den "Söhnen" (den jungen Männern) gesprochen, vor den "Tönen" der Kriegstrompeten gewarnt und dazwischen noch den "Trommelton" gesetzt wird, der von schlimmen "Lohn" kündigt. Schubart läßt also im Reim auf den "Ton" nochmals die "Töne" folgen. Das stellt nicht etwa einen unreinen Reim dar - es handelt sich in Wirklichkeit um eine hervorragende anaphorische Steigerung eines fast identischen Reims. Das ist der Höhepunkt von Ton und Tönen des ganzen Gedichts, wie man nun im Anschluß an den Wortlaut der Vorlage formulieren kann, und zwar im allerwörtlichsten Sinn! Es handelt sich um einen gelungenen und wirksamen, weil besonders markanten und einprägsamen Schluß, eben weil er das bisher verwendete Reimschema formal durchbricht und auf diese Weise wirksam steigert.

Besonders prägnant wirkt im Gedicht Schubarts in den einzelnen Zeilen an deren Ende außerdem immer der Wechsel zwischen weiblichen und männlichen Kadenzen. Denn in den jeweils hart klingenden zweiten und vierten (männlichen) Zeilenenden befinden sich entscheidende Schlüsselworte oder -begriffe, die so stark sind, daß jeder aufkommende Widerspruch gegen das von Schubart Intendierte verstummen muß. So etwas gelang Schubart im vorliegenden Beispiel am besten im Falle der über zwei Strophen hinwegreichenden Reimfolge Tod/ (Landesherrn-)Gebot/ Tod/ (schimmliges) Brot (des Landesherrn). Der Begriff und die Vorstellung vom fürchterlichen Tod auf dem Schlachtfeld, den der Bettelsoldat oft um sich herum sah (vermutlich hat er auch erlebt, daß er, dem Hauptmann nachschreitend, von dessen Blut vollgespritzt wurde, wenn eine Bleikugel dessen Schlagader zerriß), eine grausige, tödliche Gefahr, die ihm ebenso oft selbst drohte wie den anderen Kameraden. Dieser identische Reim Tod/Tod also bedeutet ebenfalls eine starke anaphorische Erhebung. Bei ihr handelt es sich sowohl um den formalen als auch um den inneren Höhepunkt des Gedichts. Wir stellen also am Beispiel der beiden präzise analysierten anaphorisch gesteigerten Reimpaare fest, daß Schubarts Gedicht einige wirklich gut gelungene dichterische Mittel aufweist. Sie entstanden nicht zufällig, sondern in überlegter Absicht. Der Autor ist weitaus mehr zu leisten fähig, als es infolge seines schlichten Tons beim ersten Hinsehen scheint.

Was den Inhalt angeht, muß man feststellen, daß es sich bei vorliegendem Gedicht überwiegend um ein Erzählgedicht handelt. Die im engeren Sinn lyrischen Elemente sind knapp und finden sich dort, wo man auf den seelischen Zustand der Hauptfigur schließen kann. Das eigentlich Lyrische resultiert aus der Wortwahl. Auf einer Krücke gestützt humpelt der Bettelsol-

dat seiner Wege. Es wird nicht deutlich ausgesprochen, doch man muß annehmen, daß dieser Kriegskrüppel, was kein Schimpfwort bedeutet, im Gegenteil, als Invalide sich den Lebensunterhalt mittels Straßenbettels verdient. In der Tat, aber nicht immer, genossen die Kriegsinvaliden im 18. Jahrhundert, nach dem "Preußenkrieg", ein Ausdruck, der sich vermutlich auf den Siebenjährigen Krieg bezieht, nur ungenügende Versorgung. Am besten geregelt war der Unterhalt der Schwerkriegsversehrten, wie man heute sagen würde, sicherlich noch in Preußen, weniger gut in Bayern und am schlechtesten natürlich in den Duodezfürstentümern. Lyrisches Ich äußert sich in Schubarts Gedicht eigentlich nur bild- und symbolhaft. Die Bilder und Symbole sind allerdings stark. Auf Befehl seiner Herren mußte der Bettelsoldat einst "in Blut waten". Hier dürfte wohl der absolutistisch regierende Landesherr gemeint sein. Dann handelte es sich bei diesem Bild um eine prinzipiell gegen den Absolutismus gerichtete Polemik. Gemeint können jedoch ebensogut die Kompaniechefs sein, denn diese befehlen ja vor Ort. Natürlich ist der Fürst der zum Schluß Verantwortliche, in letzter Instanz, das heißt vor Gott. Er wird vor dem göttlichen Richterstuhl dafür geradestehen müssen, was er seinen Soldaten im mörderischen Gefecht abverlangte.

Symbol für die schlimme und arg bedauerliche Situation des Bettelsoldaten stellt die Krücke dar, die in Wirklichkeit ein Bettelstab ist. Ein Soldat, der soviel hingegeben hat, verdient Anerkennung und Unterhalt. Beides wird ihm verweigert, man kennt keine Kriegsopferversorgung. Solche Unterhaltsleistungen waren zur Zeit des Bettelsoldaten durchwegs unüblich. Das will Schubart bewußt machen. Obwohl der Kriegskrüppel immer seine Pflicht tat, auf Wache, bei Sturm und bei Regen, wie es auch in einem viel jüngeren deutschen Soldatenlied heißt, dem sogenannten Kreta-Lied ("Auf Kreta, bei Sturm und bei Regen, steht ein Fallschirmjäger auf der Wacht"). Er hielt durch, ohne Proviant, wenn nichts nach vorn zu den Soldatenkolonnen gelangte. Dann aß er altes, verschimmeltes Brot und trank Pfützenwasser. In Stalingrad erfuhren Soldaten noch viel Schlimmeres.

Jetzt befindet sich Schubarts Kriegskrüppel im Zustand schwerster Verbitterung. Denn alles, was ihm je während des Kriegs widerfuhr, stellt gegenüber seinen jüngsten Erleben noch Schonung dar. Anstatt einer Belohnung gibt es den Bettelstab. Und so warnt er am Ende seines Lebens alle jungen Männer ganz unbedingt davor, sich je militärisch werben zu lassen. Das Locken der Kriegswerber, das Getöse der Kriegs- oder Militärmusik und das Handgeld sind Heuchelei. Am besten man flieht sofort, vernimmt man militärische Signale, weil es sonst passieren kann, daß man einfach eingereicht wird. Und wer meint, sich auf dem Feld der Ehre große Verdienste, ja

Ruhm erwerben zu können, unterliegt einer gefährlichen Selbsttäuschung. Alles endet, wenn der Soldat nicht schon längst ins Gras gebissen hat, schließlich am Bettelstab, sagt der Krüppel, die Augen voller Tränen. In der Tat erfuhren diese Kriegskrüppel ein arges Schicksal.

Wie ist Schubarts Gedicht insgesamt zu verstehen und zu bewerten? Um diese wichtige Frage geht es nun. Wird der Dichter vom Gedanken der Menschenliebe geleitet? Handelt es sich um einen politisch-propagandistischen Angriff gegen die absolutistischen Fürsten, die für ihre Untertanen, besonders für die eigenen Soldaten in Wirklichkeit nichts empfanden? Sicherlich geht es auch darum, aber erst zuletzt. "Ja, Hunde, wollt ihr denn ewig leben?", fuhr ein König des aufgeklärten Absolutismus seine Soldaten an, als diese den Blutzoll fürchteten und deshalb zögerten, die Schlacht zum Ende zu bringen, gegen den Bleihagel anzustürmen, in die feindlichen Reihen einzubrechen und den Gegner zu werfen. Der Herrscher, der das sagte, wurde gerühmt und er wird es immer noch, zu Recht oder zu Unrecht; wir wollen es nicht entscheiden. Sicherlich geht es in Schubarts kleinen Stück teilweise um die Funktion eines absolutistisch-willkürlichen Regenten und um die mangelnde Fürsorge- oder Sozialpolitik eines Herrschers, aber erst in zweiter Linie.

Zunächst einmal will Schubart die Öffentlichkeit, die Mitmenschen auf die armen Kriegskrüppel hinweisen und zugleich auch davor warnen, daß anderen Menschen ein ähnliches oder dasselbe Schicksal wie dem Bettelsoldaten widerfährt. Das geschieht mit ziemlich wirksamen emphatischen Einsatz. Das kleine Werk stammt ja aus einer Zeit, wo man empfindsam sein und handeln wollte. Die Dichtung ergriff Partei für Arme, Schwache, Verlassene und Unterdrückte. Das glänzendste Beispiel dafür ist Schillers "Kabale und Liebe", auch wenn es darin noch um viel mehr geht. Auf diesem Gebiet, im Engagement für Menschliches, ist man damals geistig zweifellos einen guten Schritt weitergekommen. Empfindsamkeit für die Nöte der menschlichen Seele ist eine der Voraussetzungen, auf der sich eine echte, nicht nur rhetorisch gemeinte Humanität entwickeln kann. Nicht zufällig folgte auf die Dichtung der Empfindsamkeit und des Sturm und Drangs diejenige der humanen Klassik. Die letztere entwickelte etwas, was erstere vorbereitete, nämlich den vorbildlichen, weil wahren Humanitätsgedanken, der sich später, nach vielen Jahrzehnten, endlich doch in einer ausreichenden Fürsorge- und Sozialpolitik niederschlug, wenn auch viele Probleme immer noch ihrer Lösung harren, vor allem außerhalb Europas und Nordamerikas. Teils sind sie unlösbar. Denn es ist sowohl dem einzelnen als auch dem Staat unmöglich, absolut gerecht zu sein. Das Ideal der ganzen

sozialen Gerechtigkeit ist Fiktion und Utopie. Diesen Kenntnisstand besaß Schubart noch nicht.

Aber sein Gedicht wirkt und ergreift noch immer, selbst im Lichte unserer Erfahrung. Denn wir wissen von schlimmeren Kriegsschicksalen, vom Schrecken der Materialschlacht, vom Luftkrieg und von der Atombombe. Folglich sind wir uns bewußt, daß Schubart im Prinzip etwas Richtiges aussagte. Sein Anliegen bedeutete und bedeutet eigentlich nichts Neues. Die Schrecken des Krieges waren immer bekannt und ebenso bekannt war schon zu jeder Zeit die Erfahrung, daß Fürst, Vaterland, Staat und wer auch immer den Einsatz ihrer Soldaten nicht wirklich lohnen. Vermutlich können sie dies gar nicht, trotz aller gegenteiliger Versprechungen und Hoffnungen. Die Bilder, die Schubart in den einzelnen Strophen entwirft, sind zur Zeit der Entstehung des Gedichts ebenfalls nicht neu gewesen. Neuartig war seine Emphase, die Steigerung des Mitgefühls, der einfache, volkstümliche, breitenwirksame Ton. Freilich liegt viel Polemik vor. Es handelt sich auch um eine Dichtung, die als Teil des ständigen Streits in der Gesellschaft um die ethischen Grundwerte etwas Neues bezweckt. Sie will Mitgefühl wecken und dieses human und sozial überlegt in die Wirklichkeit umsetzen. So gesehen handelt es sich beim "Bettelsoldaten" zweifellos um politische Dichtung. Hat eine solche Dichtung jemals wirklich etwas erreicht? Auf diese Frage wäre abschließend einzugehen. Schubart war Demokrat und hat für seine Überzeugung viel gelitten. Ein Jahrzehnt später herrschten in Frankreich ja bereits wirklich demokratische Verhältnisse, ein wenig vereinfacht gesagt. Dennoch begann jetzt erst das Zeitalter der Großkriege, Massenheere und gewaltiger Versehrtenzahlen. Aus den Weltkriegen kamen Legionen schwerkriegsbeschädigter, blindgeschossener Soldaten und gar solcher Krieger, die nurmehr als Torso fortleben konnten und mußten. Denn gerade mit der Demokratisierung wurde allmählich der Grundsatz üblich, daß jeder Staatsbürger bereit sein müßte, für den eigenen Staat Gesundheit, ja Leben zu geben. Erst seit der besagten Epoche, derjenigen der französischen Revolution, galt, daß jeder Staatsbürger in seiner Wehrpflicht darauf den Eid leisten mußte, wirklich all das hinzugeben, was der Staat von ihm fordert, sogar die Unversehrtheit und noch mehr. Diesen Sachverhalt sollten wir überdenken und das neugewonnene Ergebnis ebenfalls in die Interpretation von Schubarts Gedicht "Der Bettelsoldat" einbeziehen.

Immerhin existiert bei uns jetzt eine einigermaßen hinreichende Kriegsopferversorgung, in den hochentwickelten Staaten. Aber sie ist nicht der Kern des Problems. Natürlich wußte Schubart, daß es um mehr ging, nämlich um Humanität und darum, die großen Konflikte unter Menschen und Men-

schengruppen, unter Staaten und Staatengruppen, von vorneherein zu mindern beziehungsweise besser ganz zu verhindern, nämlich mittels Erziehung der Menschen zu gewissenhaftem Mitgefühl und zur sozialen Verantwortung gegenüber den Mitmenschen, eben zu Humanismus und zu Humanität.

Ein alter und ein neuer Traum von Barbaren

De duobus variis somniis aut desideriiis regis Gothorum Athaulfi

1. Germani in Italia animadverterunt sibi imperium Romanorum servandum at in suam utilitatem convertendum pro omnibus gentibus Romaniae optimu factu.

2. Tunc Gothorum populis rex praeerat Athaulfus, qui Alarico in regnum successerat.

3. Is imprimis ardentem cupivit, ut oblitterato Romano nomine Romanorum omne solum Gothorum imperium et faceret et vocaret.
4. Primum somnium Athaulfus somniavit Gothiam, quod Romania fuisset, fore et ipsum, regem Gothorum, futurum esse quod quondam Caesarem Augustum.
5. At ubi multa expertus est intellexit neque Gothos ullo modo legibus parere posse neque oportere rem publicam carere legibus sine quibus res publica non est res publica.
6. Itaque deliberavit Athaulfus gloriam sibi de restituendo in integrum augendoque Romano nomine quaerere, ut apud posteros haberetur Romanae restitutionis auctor, postquam esse non potuit immutator.
7. Ob hoc abstinuit a bello, ob hoc pugnare fideliter Honorio imperatori ac pro defendenda Romana re publica impendere vires Gothorum praeoptavit.
8. Athaulfus nunc alio modo res gessit in Italia praecipue Placidiae uxoris suae, feminae ingenio acerrimae et religione satis probae, persuasu et consilio temperatus.
9. Edicta nova decrevit omnibus nobilibus Gothorum linguam Latinam discendam et loquendam esse facultatum dicendi cum iudicibus et magistratibus Romanorum legum velocius comprehendendarum et iustitiae melius corrigendae.
10. Ita Placidia potentissimo barbari regis coniugio multo rei publicae commodo fuit.
11. Nonne erat secundum desiderium regis Athaulfi valde felicius prudentiusque quam primum?
12. Tamen multi novi barbari saeculi vicesimi primi in Europa arbitrantur se animo elegantiores fore, si sibi libris philosophorum poetarumque paganorum et christianorum antiquorum et medii aevi potiendum non sint.
13. Multi, qui nostri temporis sint, malunt labores ludosque in machinationibus Anglosaxonice "computores" nominatis et verba antiquitatis et historiae sibi parsuri oderunt.

14. Hodie omnes discipuli gymnasiorum Bavaricorum, qui non fiant Germani aut Thiudisci aut alii barbari, notitiam habeant artes et litteras et omnino humaniora Latina aevi antiqui et medii aevi amanda esse.

15. Sed suboles modo strenua integraque alio modo et recte opinatur eos homines paulum aut magis maiores natu nunc litteris philisophicis studentes plumbeos et asinos putandos esse, si istos stultos homines convenit, qui ignotissime iudicant orationes Romanorum sibi noscendas et tantum ea scienda esse, quae gentes vivae loquuntur.

16. Quos supra diximus homines somniant somnium stupidum simile atque primum et Athaulfi ignoraturi secundum vere magnum appellandum desiderium huius regis.

17. Hi omnes barbari fient large aliter contra atque ille indoctus rex Gothorum, qui postremo cultum vitae Romanorum aevi antiqui posterioris accipere exoptavit.

(Orosius, Adversus paganos; frei ergänzt)

Die zwei Träume oder Wünsche des Gotenkönigs Athaulf

(Antike und moderne Barbaren)

Übersetzung:

1. Die Germanen in Italien wurden sich darüber bewußt, daß ihnen die für alle Völker des Weströmischen Reiches beste Politik oblag, nämlich das Römische Reich zu stabilisieren und zwar zum eigenen Vorteil.
2. Damals regierte König Athaulf die gotischen Scharen. Er war dem Alarich in der Herrschaft nachgefolgt.
3. Athaulf brannte vor wildem Eifer und wünschte zunächst zu erreichen, daß man zuerst den Namen des römischen Reichs überall austilgte. Dann wollte er alles römische Land nicht nur einer gotisch-germanischem Königsherrschaft faktisch einverleiben, sondern diese Übernahme auch in einer neuen Titulierung ausdrücken.

4. Als erster Traum schwebte König Athaulf somit vor, daß das, was einst das Weströmische Reich bedeutet und worauf es Anspruch erhoben hätte, zukünftig in eine Gebilde namens Gothien übergehen werde. Er selbst werde dann als Träger der gotischen Krone dieselbe Bedeutung erlangen, die einst den Inhabern der Kaisertitel Caesar und Augustus zugekommen wäre.

5. Aber nachdem er mehr Erfahrung gewonnen hatte, sah er ein, daß seine Goten auf der einen Seite gar nicht dazu fähig waren, gültigen Gesetzen irgendwie zu gehorchen, ja daß es außerdem überhaupt unmöglich ist, einen Staat ohne Gesetze fortzuführen. Denn bei einem solchen Staat handelt es sich nicht mehr um ein echtes Staatswesen.

6. Deshalb entschloß sich König Athaulf nun, weil er im Grundsätzlichen nichts zu ändern vermochte und nichts bewirkte, zukünftig anders Ehre zu suchen, nämlich indem er den Namen Roms die frühere Bedeutung nicht nur ganz zurückerstattete, sondern sogar noch vergrößerte. Sein neues Ziel bestand jetzt darin, dereinst als Schöpfer einer weströmischen Reichserneuerung in die Geschichte einzugehen.

7. Deshalb führte er nun keinen Krieg mehr, sondern zog es vor, sich bei Feldzügen militärisch zuverlässig dem Kaiser Honorius zu unterstellen und die Kräfte seiner Goten für die Verteidigung des römischen Staatswesens einzusetzen.

8. Diese gemäßigte Haltung ging vor allem auf Einfluß und Überzeugung seiner Gemahlin Galla Placidia zurück, einer gewissenhaften, glaubensfesten Frau mit einem sehr scharfen Verstand. Wegen ihr entwickelte und verwirklichte der König nun ein neues Konzept und eine andere Regierung.

9. Er erließ moderne und geeignete Gesetze. Damit suchte er den gotischen Adel zu zwingen, die lateinische Sprache zu erlernen und zu sprechen. Denn er wollte ihn in die Lage versetzen, sich mit römischen Beamten und Richtern verständigen zu können. So wollte er bewirken, daß Gesetze zügiger begriffen und Rechtssprechung überhaupt verbessert wurde.

10. Demnach erwies sich Placidia in ihrer äußerst wirkungsvollen ehelichen Verbindung mit einem Barbarenkönig als sehr nützlich für ihren Staat.

11. War nicht der zweite Traum König Athaulfs viel klüger und auch beseelter als der erste?

12. Doch heute, im einundzwanzigsten Jahrhundert, gibt es in Europa viele Barbaren, die es für modisch-aktuell, ihrer geistig-seelischen Regsamkeit besser dienlich erachten, wenn sie sich mit den Büchern alter heidnischer und christlicher Philosophen und Dichter nicht erfolgreich auseinandersetzen müßten.

13. Viele, die sich mit unserem Zeitgeist im Einklang wähnen, ziehen Arbeiten und Spiele an technischen Einrichtungen vor, die englisch "Computer" heißen. Sie hassen antike und mittelalterliche Texte. Denn sie wollen sich schonen.

14. Alle Schüler der bayerischen Gymnasien, die keine germanische, deutsche oder andere Barbaren werden wollen, sollen heute eine präzise Vorstellung davon erlangen, daß man den Wert lateinischer antiker und mittelalterlicher Künste, Wissenschaften und überhaupt alle humanistische Beschäftigung hochschätzen, ja gar lieben muß.

15. Der ernsthaft-tüchtige Nachwuchs liegt jedoch ganz richtig. Er trifft auf wenig oder etwas ältere Dummköpfe, die jetzt eine philosophische Wissenschaft studieren und absolut inkompetent und bar jeder Kenntnis befinden, es sei ganz überflüssig, Sprache und Literatur der Römer zu kennen. Es reiche hin, wenn man verstehe, wie noch existierende Völker redeten. Der unverdorbene Nachwuchs fällt dann das Urteil, daß die zuletztgenannten Leute Blei im Hirn haben, ja dumme Esel sein müssen.

16. Bei diesen Menschen handelt es sich um törichte Träumer. Sie träumen etwas, was dem ähnelt, das sich einst König Athaulf ebenfalls vorgegaukelt hatte. Vom zweiten und wahrhaft großen Wunsch des gleichen Königs wollen sie nichts wissen.

17. Sie alle werden sich zu Barbaren entwickeln, ganz anders als jener ungebildete Gotenkönig, der zuletzt dringend danach verlangte, die Zivilisation der römischen Spätantike ganz bei sich aufzunehmen.

De exemplo faceto et salso nobis docente
 linquam Latinam superiorem esse pro lingua thiudisca,
 de discipulis optime discentibus linquam Latinam
 et de vocabulis recte declinandis

Etwas über Werwölfe
 zum Lachen und Lernen
 für Schüler
 der lateinischen Sprache

1. Poeta quidam Thiudiscorum callidissimus fuit aequo modo ingeniosus lepidusque seorsus ab aliis hominibus dicacibus possidens multum acumen abditum "Lucifer" nominatus, qui speciem praeclaram poesis dolosae ac insidiosae et modo omnibus discipulis facilis modo nonnullis eorum difficilis interpretatu composuit.

Es gab einen deutschen Dichter, der gleich schlau, einfallsreich und witzig war, doch in seiner Art ganz anders als andere Witzbolde. Er besaß viel Hintersinn. Sein Namen war Morgenstern. Er schuf eine berühmte Art hintersinniger Gedichte. Manchmal kann man sie allen Schülern leicht erklären, manchmal jedoch nur schwer.

2. Olim in Germania homines se singulis noctibus lupos esse putantes erant, qui alios viros feminas bestiasque temptabant et omnino cuncta entia viventia lacerabant et calente carne et sanguine rubente necatorum ritu paganorum Germanicorum antiquorum supremo deo suo causa serviendi perversissimo fruebantur; hi terribiles "lupi viriles" appellati sunt.

Einst gab es in Deutschland Menschen, die sich in manchen Nächten für Wölfe hielten. Sie griffen andere Männer und Frauen und Vieh an, zerrissen alle Lebewesen und labten sich am warmen Fleisch und am roten Blut der Ermordeten. Das stellte einen der üblesten Bräuche der einstigen germanischen Heiden dar, die so ihrem obersten Gott zu dienen wähnten. Diese schrecklichen Wilden hießen "Werwölfe".

3. "De quodam lupo virili" poetae Christiani Luciferi praeclarissimum carmen lecturi et comprehensuri sumus, ut rideamus et discamus.

Der "Werwolf" ist das berühmteste Gedicht Morgensterns. Wir werden es lesen und verstehen, weil wir lachen und lernen wollen.

4. Sermone Thiudisco haec dua verba "lupus virilis" eadem sunt atque in interrogatione "Qui lupus?", ergo carmen mirissimum "De quodam lupo virili" Latina lingua nobis recte explanandum et comprehendendum est, cum qui nos postea valde chachinatueros esse aestimemus. Qua in re agitur de nominationibus ludisque grammaticis, quae Latine reddi non possunt.

Auf deutsch sind die beiden in dem Begriff "Werwolf" enthaltenen Wörter dieselben wie in dem Fragesatz "Welcher Wolf?", weshalb wir das überaus wunderliche Gedicht "Der Werwolf" auf Latein richtig erklären und verstehen müssen. Denn wir glauben, daß wir anschließend laut loslachen werden. Hier geht es um Bezeichnungen und Sprachspiele, die sich nicht ins

Lateinische übersetzen lassen. Folglich ist es nötig, dieses Gedicht richtig zu verstehen.

5. In hoc carmine supradicto narratur olim lupum virilem mulierem et pullum reliquisse et clam ad sepulcrum cuiusdam magistri scholae rusticae se subduxisse sciscitandi causa ab hoc viro mortuo, quomodo notatio vel verbum genus eiusmodi hominum periculosissimorum significans arte grammatica vere et iuste declinaretur.

In dem besagten Gedicht wird erzählt, daß einst ein Werwolf Weib und Kind verließ und sich heimlich ans Grab eines Dorfschullehrers begab, um dort von dem Toten zu erfahren, wie man das Wort beziehungsweise die Bezeichnung für einen so sehr gefährlichen Menschen wie ihn grammatikalisch richtig und stimmig beugte.

6. Et magnopere ab hoc, qui nequaquam pavidus videbatur, quaesivit: "Declina me, precor"; et quamquam hic conspectus bestiae humanis magistro atrox fuit, tamen nullus terror praeceptorum in monumento incidit quia homo iam exanimis mortem timere non solet, sed iste se alaciter erexit ex profundo et in tabula aenea cippi sedens nuntiavit se has flexiones, quarum illa larva tam cupida esset, statim facturum, postulatum grammaticae et iustissime mox declinaturum esse.

Er bat diesen, der sich ganz und gar nicht zu fürchten schien, inständig: "Bitte, beuge mich"; und obwohl der Anblick dieses Tiers in Menschengestalt furchtbar war, wurde der Lehrer im Grab nicht von Schrecken befallen. Denn es kommt nicht vor, daß ein bereits Toter den Tod fürchtet. Der Dorfschullehrer fuhr also rasch aus seiner Grube hoch, ließ sich auf dem Messingschild des Grabmals nieder und kündigte an, daß er sogleich flektieren werde, wie es sich jenes gespenstische Wesen so sehr wünschte, nämlich indem er das gewünschte Wort beziehungsweise die Bezeichnung grammatisch ganz präzise deklinieren wolle.

7. Quamquam omnes pueri et puellae scholarum elementariarum et Gymnasiorum Bavaricorum quinti anni scholaris hoc verbum compositum Thiudiscum "lupus virilis" suo sermone declinare possunt, hic magister ignota affectione motus illud opus aut false aut mire aut ratione quaedam novo peregit et non in eo modo, sed aliter peregit; recte quidem initium fecit neque tamen perseveravit non usus illo verbo composito accurato, sed aliter interpretans pronomine interrogativo aut relativo ut duo est "Quis lupus" aut "Qui lupus?" item exprimente in lingua Theodonisca "lupum virilem".

Obwohl alle Knaben und Mädchen der Elementarschule des fünften Schuljahres das deutsche zusammengesetzte Wort "Werwolf" in dieser Sprache deklinieren können, verrichtete der Dorfschullehrer aus unbekannter Absicht diese Aufgabe jedoch falsch, wunderbarlich oder auf völlig neue Art und Weise. Zwar begann er richtig, fuhr jedoch dann anders fort, indem er nicht jenes genaue zusammengesetzte Wort benutzte, sondern es anders interpretierte und sich des Frage- beziehungsweise Relativpronomens "Wer Wolf?" oder "Welchwolf" bediente.

8. "Primo", inquit, casum nominativum verbi huius speciei hominum tibi dicam" lupo patienter considenti et pedes ut crucem componenti; "iste casus grammaticus nominativus 'qui lupus?' dicitur"; deinceps voce clara secundum casum genitivum "cuius lupi" dedit; tunc non discrepans tertium casum eundem casum denique optime notissimum arbitratus communicavit "cui lupo?"; et quartum casum denique exposuit "quem lupum?"; et denique finem verborum declinandorum statuit sciens Theutones quinto et sexto casu, vocativo et ablativo omnino carere.

"Zuerst werde ich dir den Nominativ des Wortes für diese Gattung von Menschen sagen", sprach er zu dem Wolf, der sich niederließ und seine Pfoten übers Kreuz legte. "Dieser grammatische Fall Nominativ lautet 'Werwolf'; dann gab er mit lauter Stimme als zweiten Fall den Genitiv mit "des Weswolfes" an; dann teilte er ohne Mißtöne den dritten Fall mit, den er für bestens bekannt hielt, nämlich "dem Wemwolf"; und schließlich benannte er den vierten Fall "den Wenwolf". Zuletzt stellte er fest, daß er am

Ende wäre. Denn er wußte, daß der fünfte und sechste Fall Vokativ und Ablativ für die Deutschen gar nicht existierte.

9. Magister lupum multis casibus propositis in exemplis a se explanatis adulatus est, quod verbum compositum, "lupum virilem", dupliciter declinatum esset, primo pronomen tunc substantivum; et bestia humana et immana optimo animo erat sentiens notationem ullius alterius alterius animalis nullae alii entis dupliciter flecti non posse.

Der Lehrer schmeichelte dem Wolf, weil er in den von ihm vorgeführten Beispielen das zusammengesetzte Wort "Werwolf" doppelt dekliniert hatte, zuerst das Fragewort und dann das Hauptwort, und das menschliche Untier fühlte sich bester Laune. Denn es fühlte, daß kein anderes Wesen eine Bezeichnung besaß, die man doppelt beugen kann.

10. Poeta nos certiores non facit, cur praeceptor scholae rusticae hoc verbum in sua lingua dupliciter et facete quidem, sed modo grammatico falso declinaverit.

Der Dichter teilt uns nicht mit, warum der Dorfschulmeister dieses Wort in seiner Sprache doppelt, also witzig, wenn auch grammatisch falsch deklinierte.

11. Nonne non solum huic lupo orationis bonae ignaro placidus esse sed etiam discipulos inertes illudere voluit, qui cum sermone Latino potiri non possint interdum putent dupliciter declinari melius esse quam simpliciter, aut de monstro fero patienter audiente suam duplicem flexionem risum nobis facere? Carmine lecto nonne ob id hilares sumus, quod recte declinare a nobis omnibus saepe exercebatur et quod illi labores nobis discipulis priscis saepius amentiae esse videbantur?

Wollte er nicht etwa nur diesem Wolf, der eine richtige und gute Ausdrucksweise nicht kannte, gefällig sein, sondern auch die faulen Schüler verspotten, welche die lateinische Sprache nicht begreifen mögen und deshalb bisweilen gar glauben, daß eine doppelte Deklination besser sei als eine einfache? Sind wir nach der erfolgten Lektüre des Gedichts nicht etwa gerade deshalb heiter, weil wir alle das Deklinieren oft übten und wir ehemaligen Schüler diese Arbeit manchmal für Wahnsinn hielten?

12. Opinemur originem laetitiae nostrae ludo duorum verborum pari, quorum alterum ("Quis? Qui?") in lingua Theutonica correcta indeclinabile, sed alterum peraptum ("virilis") in oratione Romanorum tote prorsusque declinabile est.

Man muß vermuten, daß der Grund unseres Frohsinns im Spiel der beiden Worte entsteht, von denen das eine ("Wer?") auf deutsch undeklinierbar ist, während das andere entsprechende ("menschlich, männlich") in der Sprache der Römer ganz und gar dekliniert werden kann.

13. Thiudisci non iam sciunt olim prius verbum (nunc eis tantum pronomen interrogativum aut relativum notum) duorum vocabulorum "lupus virili" forte par putatum esse ac Latine "vir"; isti dua verba "viri", Latinum Thiudiscumque, in praedictis sermonibus propter historiam linguarum propinqua sunt, quae iam in lingua maiorum communium Indoeuropaenorum existerent, "virum" significabant; verbum compositum Theudonicum "Qui lupus?" ergo etiam "virum lupaneum" igitur dua vocabula Latina "lupus virilis" apud quos idem ostendit.

Deutsche wissen nicht mehr, daß einst das erste Wort "Wer" (ihnen jetzt nur als Interrogativ- oder Relativpronomen bekannt) der beiden in "Werwolf" enthaltenen Vokabeln in ihrer Sprache zufällig dasselbe bedeutete wie auf Latein "Mann". Diese beiden Worte "Mann", das lateinische und das deutsche, sind aus sprachgeschichtlichen Gründen in den beiden besagten Sprachen miteinander verwandt. Denn sie existierten bereits in der Sprache der gemeinsamen indoeuropäischen Vorfahren. Das zusammenge-

setzte deutsche Wort "Wer Wolf?" bedeutet folglich auch "Werwolf", also dasselbe wie die zwei lateinischen Vokabeln für "Werwolf".

14. Itaque omnes discipuli exemplo "lupi virilis" nunc animadvertant origines linguae Latinae et Thiudiscae alienas contrariasque non esse sed easdem; ergo cuivis utraque discenda sit si iam alteram loqui didicit.

Demnach können jetzt alle Schüler am Beispiel vom "Werwolf" erkennen, daß die Anfänge der lateinischen und der deutschen Sprache einander nicht absolut fremd sind, sondern miteinander identisch. Deshalb kann jeder leicht eine der zwei Sprachen erlernen, si iam alteram loqui didicit.

15. Declinando casus numeri singularis verbi thiodisci finito lupus saevus oculos vehementissime movit; "adda nunc flexiones plurales, praeco" inquit, "nondum contentus sim".

Nachdem der Dorfschullehrer die Deklination des deutschen Wortes "Werwolf" im Singular abgeschlossen hatte, ließ der wilde Wolf gewaltig seine Augen rollen und sagte: "Noch bin ich nicht zufriedengestellt. Nenne mir jetzt außerdem die Plural-Flexionen!"

16. Magister tum confiteri debuit se casus flexionis pluralis vocabulorum illorum numquam audivisse; crebros lupos quidem existere, neque tamen non istos numeros plurales pronominiis relativi Theudonici "quis" aut "qui", quae pronomina includentia flexiones singulares et plurales non meminere.

Nun mußte der Dorfschullehrer gestehen, daß er niemals vernommen hätte, wie die Plural-Flexionsformen des besagten Wortes lauteten. Zwar gäbe es Wölfe in großer Zahl, doch nicht die Pluralformen des deutschen Fragepronomens und ebenso nicht diejenigen des Relativpronomens

"Wer?" beziehungsweise "Welcher?". Er erinnerte sich nicht, daß diese Pronomina sowohl die Singular als auch die Pluralflexion einschließt.

17. Itaque lupus, qui flexiones plurales non possideret, maerere et lugere coepit, oculi pleni lacrimarum facti sunt; paene lacrimis caecus "nunc citato gradu celerrime domum reverti volo" inquit, "nam ibi possideo mulierem pullumque; multos gratias tibi ago, quod prudentissime a te docebar. Semper tibi indulgens, deditus, obnoxius ero".

Da wurde der Wolf betrübt und traurig, weil er keine Pluralflexionen besaß. Seine Augen wurden feucht und fast tränenblind sagte er: "Nun will ich schnellstens nach Hause traben. Denn dort habe ich ja Weib und Kind. Ich danke dir sehr, denn du hast mich ganz klug belehrt. Ich werde dir immer geneigt und ergeben bleiben."

18. Poeta sortem lupi virilis non narrat, sed discipuli iam satis audiverunt et finem ludibrii sententio laeque facere possunt: lupus doctus non fuit, quod nunquam scholam et gymnasium frequentaverit, numquam de flexionibus comprehenderit, tamen brevi tempore linguam luporum tentare in animum induxit, ululando, cogitans hoc modo se ipsum fortasse facilius declinare posse quam sermone Thiudisca.

Der Dichter sagt nichts mehr über das Schicksal des Werwolfes. Aber wir Schüler haben schon genug gehört. Wir wollen das Wortspiel selbst zu Ende führen. Der Wolf war ungebildet, da er niemals eine Schule oder ein Gymnasium besucht hatte. Von Flexionen verstand er nichts. Doch wenig später kam ihm in den Sinn, es in der Sprache der Wölfe, nämlich heulend zu probieren, weil er sich dachte, sich selbst möglicherweise so leichter deklinieren zu können als auf deutsch.

19. Tunc in sepulcrum ad conditorium rerum naturalium vivientium cuiusdam magistri rediit vehementer orans, ut ululando luporum ritu

declinare sui nominis monstraret, sed hic praeceptor infra cubare praetulit, negavit se umquam voces bestiarum ullarum potentem fuisse et iterum iterumque, repetivit numquam imitari earum voces conatum esse; praeterea omnia, quae dixerit, nondum quaestio difficilissima significaret, quod illud nomen bestiae supra stantis non declinari posse putavit; in summa sibi eas significationes harum bestiarum non flecti licere aestimavit, quae in numero entium viventium doctoris Linaei clarissimi Latine adscriptae non essent; ob hac rem subito vehementissime iratus lupum ignominia fecit et lupum delirum appellavit; imperavit illum ex oculis sibi elabi.

Hierauf begab er sich zurück zum Friedhof zu der Gruft eines Biologielehrers und bat diesen inständig, ihm nach der Art des Wolfsheulens zu zeigen, wie sein Namen zu deklinieren wäre. Aber dieser Lehrer blieb lieber unten liegen. Er gab an, niemals der Stimme irgendwelcher Tiere mächtig gewesen zu sein. Wiederholt bestritt er, sich jemals als Tierstimmenimitator versucht zu haben. Überdies treffe das, was er bisher ausgeführt habe, noch gar nicht den schwierigsten Punkt. Denn er glaubte, daß man den Namen des oben stehenden Tieres gar nicht deklinieren könne. Überhaupt meinte er, daß es unanständig sei, die Bezeichnungen für solche Tiere zu deklinieren, die sich nicht unter denen befänden, die dem lateinischen System des hochberühmten Doktors Linne nicht angehörten. Darüber geriet der Biologielehrer plötzlich in allerheftigsten Zorn, beschimpfte den Wolf als verrückt und befahl, ihm aus den Augen zu gehen.

20. Sed lupus ingenitum motum naturalem secutus est et venit ad sepulcrum magistri linguae Latinae, ubi voluntatem carissimam non frustra expressit, et illum mox se erigentem quaesivit, ut nomen vel significationem "lupi virilis" lingua Romanorum ab eo declinari.

Da folgte der Wolf seinem Instinkt. Nun gelangte er zum Grab eines Lateinlehrers. Dort äußerte er seinen dringenden Wunsch nicht vergebens. Denn der Mann erhob sich alsbald aus seiner Grube. Der Wolf ersuchte ihn, daß er den Namen beziehungsweise die Bezeichnung "Werwolf" in der Sprache der Römer deklinierte.

21. Magister sive professor linguae Latinae se hanc rem citissime facere posse locutus est et nuntiavit se pro substantivo composito Thiudisco supradicto duobus vocabulis Latinis "lupo virili" usurum esse; quo modo prudenti se voce utraque facile dictu sollertem fore nuntiavit, quae postulata sint; senos casus et singularem pluralemque molliter Latine flexu explicavit; nam cum bini casus numeri singularis et numeri pluralis Thiudiscis ignoti sint, tamen Romani omnes facultates declinandi plene optimeque sciebant.

Der Lateinlehrer oder -professor sprach, er könne dieses Problem aufs Schnellste lösen. Er trug vor, er werde für das obengenannte deutsche zusammengesetzte Substantiv die beiden lateinischen Vokabeln "Menschlicher Wolf" benutzen. Auf so kluge Art sei er dazu fähig, in jeder der beiden Sprachen das zu sagen, was gefordert werde, trug er vor. Er legte dar, daß jedes der beiden Wörter auf Latein leicht zu deklinieren sei, in sechs Fällen, sowohl in der Ein- als auch in der Mehrzahl. Zwar kennen die Deutschen Singular und Plural zweier Fälle gar nicht, doch die Römer wüßten über alle Möglichkeit des Deklinierens in jeder Hinsicht bestens Bescheid

22. Tum praeceptor ingenio acri praeditus lupum instituit: "Initium facio a nominativo 'lupus virilis', importantissimo et canosissimo casu singulari notissimo omnibus discipulis meis; tum divitias et possessiones indicans casus genitivus singularis 'lupi virilis', amoenissimus, in lingua Thiudisca lente desinens, quod stulti Thiudisci eius obliviscuntur; tum casus dativus singularis 'lupo virili' auris iucundissime tinniens ut cantus beatorum propter sonus vocales diversissimos sequentes; tum casus accusativus 'lupum virilem' cum urgente flexione et clarissime petente destinatum sententiarum; tum mirissima salutatio 'O lupe virilis', barbaris thiudiscis ignotissimus casus vocativus nominatus; postremo casus ablativus singularis 'lupo virili' indicans aucilium alterius multaque alia; et haec omnia iterum dixit sed flexionibus numeri pluralis: 'lupi viriles' 'luporum virilum', 'lupis virilibus', 'lupos viriles', 'lupi viriles', 'lupis virilibus'; quae laetitio, quae salus, quae veritas et claritas, quae consequentia cogitandi, et eis ora claudantur, qui flectere nonnulla aut false tantum sciunt aut omnino nesciunt!"

Nun setzte der einen scharfsinnigen Geist besitzende Lehrer den Wolf in Kenntnis: "Ich beginne mit dem Nominativ 'Der Werwolf', dem am meisten bedeutenden und am schönsten klingenden Singularfall. All meinen Schülern ist er wohlbekannt. Dann der äußerst wichtige, Reichtum und Besitz anzeigende Genitiv Singular 'Des Weswolves'. Es ist der schönste. Er wird in der deutschen Sprache selten, weil ihn die törichten Deutschen vergessen. Nun Dativ Singular 'Dem Wemwolf'; klingt infolge der gegensätzlich lautenden Vokalfolge. Jetzt der Akkusativ. Gleich der Akkusativ Singular 'Den Wenwolf'. Er weist eine drängend wirkende Endung auf, die ganz deutlich das Ziel des Satzes bestimmt. Jetzt als überaus wunderbare Anrede 'O Werwolf', der Vokativ. Die barbarischen Deutschen kennen ihn überhaupt nicht. Schließlich Ablativ Singular 'Durch den Wemwolf'. Er bezeichnet jemandens Hilfe und vieles andere. Und all das sagte der Lehrer eine zweites Mal auf und zwar nun in den Pluralformen: 'Die Welchwölfe', 'Der Welchwölfe', 'Den Welchwölfen', 'Die Welchwölfe', 'O Welchwölfe', 'Durch die Welchwölfe'. Das macht Freude und tut gut! Solche Klarheit und Wahrheit! Das ist folgerichtiges Denken! Man sollte allen den Mund stopfen, die einige wenige zusammengesetzte lateinische Wörter nur falsch oder überhaupt nicht deklinieren können!"

23. Tunc lupus cito comprehendit, quae omnia ei nuntiata erant, quae audire voluerat, et abunde plurimas gratias egit.

Nun begriff der Wolf schnell, was ihm vorgesagt worden war und was er zu hören sich gewünscht hatte. Er bedankte sich überschwenglich.

24. Lupo reverso in suum nidum semel semperque intellexit est ululatum dedecere inelegans esse et artem declinandi suae familiam et agmen luporum docuit itemque aliis lupis virilibus atque Latine.

Als er ins Wolfsnest zurückgekehrt war, fand er ein für allemal, Heulen sei unartig. Er brachte seiner Familie und seinem Rudel die Kunst zu deklinieren bei und zwar auf Latein.

25. Ex hoc tempore lupi viriles pacati et mansueti sunt neque devorantes homines alios aut boves.

Seit jener Zeit sind Werwölfe sanft und zahm und verschlingen keine anderen Menschen oder Rinder.

26. Quibus fame laborantibus nunc ululandum non est dicitur, sed claris noctibus hiemis magnis vocibus vocabula connecta omnium generum grammaticalium declinationumque lingua Latina flectare audiuntur.

Wenn diese nun Hunger leiden, so heißt es, daß sie nicht heulen müssen. Vielmehr hört man sie nun in hellen Winternächten laut zusammengesetzte Vokabeln aller grammatischer Geschlechter und Deklinationen beugen und zwar auf Latein.

27. Ita ventres non carne et sanguine hominum implent, sed nunc in animo et capitibus musicae et cantum bene sonantium vocum linguae Latinae pleni sunt.

So füllen sie nicht mehr ihren Bauch mit Menschenfleisch und -blut, sondern sind in Kopf und Sinn erfüllt von Musik und Gesang der wohlklingenden Laute der lateinischer Sprache

28. Similiter omnes discipuli adhortandi sunt, qui linguam Latinam discere velint, ut vocabulis exercendis declamandis declinandis utantur et sciant se vanis et supervacaneis rebus ventres et capita implere vetitos esse; nam tirones linguae Latinae studentibus non oportet similia aut paria facere ac olim lupi viriles multa carne et aviditate ferissima!

Ähnlich muß man Schülern beibringen, da sie Latein lernen wollen, daß sie sich des Einübens, Aufsagens und Deklinierens lateinischer Vokabeln bedienen müssen und daß es ihnen verboten ist, sich Bauch und Hirn mit überflüssigen und nichtigen Dingen vollzustopfen; denn für die Beginner unter den Studierenden der lateinischen Sprache paßt es es nicht, daß sie ähnlich oder gleich tun wie dereinst die Werwölfe mit viel ganz wilder Gier!

29. Hodie multi homines sunt, qui ex teniolis sonis edendis nimium musicae popularis levis audiant et ex instrumentis televisificis nimium oblectamentorum stultissimorum videant et ex machinationibus quibusdam recentissimis Anglosaxonice computoribus nominatis etiam nunc nimium signorum notionibus digerendis inutilium legant et scribant; isti devorant ea omnia siti intolerabilissima quam lupi viriles nondum mansuefacti .

Heute gibt es Menschen, die aus Tonbändern dämmliche Popmusik hören, aus den Fernsehgeräten zuviel seichteste Unterhaltung sehen und in gewis-

sen modernsten Geräten, die auf Englisch Computer heißen, zuviele unnütze Zeichen lesen, die sie ihrerseits bearbeiten; dergleichen alles verschlingen sie wie Werwölfe mit wütendstem Hunger.

30. Ob hoc magnum momentum recte declinandi vocabula addita omnes discipuli, qui sicut lupi viriles fiant, statim claris vocibus flectent (omnes casus singulares et plurales): "Lupus virilis, lupi virilis"...etc.; "Exemplum facetum et salsum docens etc."; "Homines se putantes lupos" ... etc etc".

Wegen der großen Bedeutung richtigen Deklinierens von zusammengesetzten Vokabeln werden alle Schüler jetzt gleich laut deklinieren (alle Fälle, Einzahl und Mehrzahl): "Der Werwolf, des Weswolfes"...usw.; "Witziges und würzernes Beispiel, das lehrt" usw.; "Sich für Wölfe haltende Menschen..." usw. usw.

Welche Schlüsse lassen die Äußerungen der Hauptfiguren von Goethes Roman "Die Leiden des jungen Werther" über den Charakter der Hauptfigur dieses Romans zu?

Werther ist die am meisten "empfindsame" Figur der deutschen Dichtung. Die Bedeutung dieser Gestalt besteht darin, daß sie erstmals Gefühle zum Ausdruck bringt, die das starke Bedürfnis des modernen Individuums nach seelischem Selbstaussleben darlegen. Diese Gefühle sind, wie könnte es anders sein, sehr subjektiv. Deshalb gelangt man zu einem objektiven Befund über Werthers Charakter vielleicht eher, wenn man danach fragt, wie sich die in dem Roman vorkommenden Hauptfiguren über Werther sprachlich äußern. Bei dieser Untersuchung gilt es sich aufs Wesentliche, nämlich auf die Hauptfiguren zu beschränken. Eine solche Untersuchung ist nicht ganz einfach, weil Werther vor allem über sich selbst, über sein Innenleben berichtet, und sehr, sehr wenig über seine Gespräche mit anderen Menschen.

Zunächst zu Lotte. Sie ist ein Mädchen, das sich in ihrer Familie und in der Gesellschaft ganz natürlich bewegt. Sie erfühlt die geistige Welt, in der Werther lebt, und auch den Zeitgeist. Deshalb zum Beispiel ihr Ausruf nach dem Gewitter "Klopstock!", weil sie weiß, daß man sich Werther am besten über die Dichtung mitteilen kann. Beide sind Seelenverwandte. Es handelt sich hier um eine Anspielung auf Klopstocks einfühlsames Gedicht "Die Frühlingsfeier". Die Szene zeigt, daß Lotte das Genialische Werthers erkennt. Sie ist eine Verwandte im Gefühl, wenn sie auch nicht dasselbe hohe intellektuelle Niveau wie Werther aufweist. Dieser ist eine künstlerische Natur. Im Roman erfährt man nicht, wie er eine solche geworden ist. Lotte aber weiß es. Sie versteht sich mit Werther auf dieser Grundlage. Vielleicht ist ihr dieser Sachverhalt nicht einmal ganz bewußt. Es ist ja das Unverbildet-Natürliche, was Werther an sie bindet.

Muß sich Werther von Lotte zu einem Liebesverhältnis ermuntert oder provoziert fühlen? Diese Frage ist für seinen Charakter nicht ganz unbedeutend. Natürlich gibt ihm Lotte wiederholt zu verstehen, daß er sich keine Hoffnungen machen darf. Ob die Szene, in der Lotte den von ihr geküßten Vogel auch Werther küssen läßt, wirklich ganz unschuldig ist, sei dahingestellt. Immerhin läßt Werther sich nichts anmerken und beweist so Selbstbeherrschung. In seinem Inneren ist er freilich nicht so selbstbeherrscht, gerade auch nicht anlässlich dieser Szene.

Manchmal fehlt es Werther am Feingefühl. Das erkennt man zum Beispiel an der Stelle, wo ihm Lotte sagt, er solle sich in der Gesellschaft nicht zu sehr um Friederike, die Pfarrerstochter, bemühen. Deren Verlobter wird eifersüchtig, ja ärgerlich auf Werther und Lotte merkt, daß deren Verlobter, ein gewisser Schmidt, schlechte Laune bekommt. Unfreiwillig komisch

wirkt Werther nun, als er wenig später gegen den üblen Humor polemisiert, und sagt, schlechte Laune entstünde "aus eigener Unwürdigkeit, aus Mißfallen an uns selbst, das ... mit Neid verknüpft ist". Es ist Werthers Gedanken- und Empfindungsreichtum, der ihn, gerade weil er sich im Recht fühlt, manchmal verleitet, anderen zuzuhören. Das ist auch der Grund, warum Lotte bei dieser Gelegenheit über ihn lächelt.

Lotte hat Recht, wenn sie am Ende des Romans Werther auffordert, doch ein Mann zu sein. Er betrüge sich selbst. Er sollte ihr entsagen. In der Tat ist sein Verhältnis zu Lotte aussichtslos. Übrigens ist er zu diesem Zeitpunkt bereits zum Selbstmord entschlossen. Was ist eigentlich der charakterliche Grund seines Selbstmordes? Vielleicht wollte er nicht zum Ehebrecher werden. Das wird zwar nirgends ausgesprochen, doch Goethe hat es angedeutet, indem der Herausgeber zuletzt berichtet, Lessings "Emilia Galotti" sei aufgeschlagen in der Nähe des sterbenden Werther gelegen. Dieser Name bezieht sich auf eine dramatische Heldin, die sich töten ließ, damit sie nicht ihrer Sinnlichkeit verfiel. Aus dem, was der Herausgeber hier sagt, geht hervor, daß Werthers Charakter gewissermaßen ein seitenverkehrtes Spiegelbild der Emilia Galotti ist.

Besondere Bedeutung kommt den Aussagen Alberts über Werther zu. Mit Recht erregt es seinen Unwillen, als sich dieser die Pistolen an den Kopf setzt. Leider ist Albert nicht sensibel genug, daß er an diesem Vorfall die gefährliche Exaltiertheit Werthers erkennt. Der Leser weiß dagegen, daß Werther latent selbstmordgefährdet ist, denn zu häufig spricht er von Selbsttötung und verteidigt diese sogar.

Albert nimmt Werther nicht ernst genug, spricht von dessen Grillen. Werther verströmt eben oft derart viel Gefühl, daß Gefahr besteht, daß man nicht für voll nimmt. Werthers Argumentation ist zwar oft geistreich und voller Empfindungen, doch viele, die mit ihm verkehren, können ihm auf seine verschlungenen geistigen und seelischen Bahnen nicht folgen. Sie verstehen nicht, daß es ihm vor allem um den Ausdruck seines Sentiments in einer von ihm als zu nüchtern empfundenen Umgebung geht. Deshalb wirft ihm Albert einmal gar Radotage (Faselei) vor.

Dieser Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt. Wer jetzt aufträte wie Werther und fortgesetzt in Paradoxien argumentierte, dem ginge es vermutlich nicht anders. Es spricht für Albert, daß er überhaupt solange mit Werther diskutiert. Heute würden sich die meisten gleichgültig abwenden, wenn jemand

so überspitzt debattiert wie Goethes Held. Sicher verkennt Werther, daß die meisten seiner Gesprächspartner, auch die gewichtigeren, sehr rationalistisch denken und reiches Sentiment nicht verstehen. Folglich gelingt es ihm nicht, sich den anderen angemessen mitzuteilen. Das ist der Grund für seine immer stärker durchbrechende Melancholie.

Wie sieht die adelige Gesellschaft Werther? Über den Gesandten, bei dem Werther einige Zeit lang arbeitet, braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Er fühlt die geistige und künstlerische Befähigung Werthers und ist ihm gerade deshalb feindlich gesonnen. Er spürt dessen Sensibilität und versteht es, ihn mittels Schikanen aus dem Amte zu drängen. Werther ist kein Feind des Adels. Dazu hat er gar keinen Grund. Denn der Graf und auch der Fürst sind ihm wohlgesonnen. Dies geht aus mehreren Äußerungen hervor. Der Graf hat Werther gerne um sich und der Fürst möchte ihn mit auf seine Landgüter nehmen.

Werther ärgert sich nicht über den Adel und den Feudalismus. Dazu hat er bestimmt keinen Anlaß. Nur die Subalternen des absolutistisch-feudalistischen Regiments setzen ihm zu. In Wirklichkeit ärgert er sich vor allem über die Schadenfreude der Bürgerlichen, die manche von diesen über das Mißgeschick Werthers empfinden, das dieser bei dem Gesandten erfuhr. Ein Freund berichtet ihm davon. Ferner mißfällt Werther sehr stark, daß es ausgerechnet das von ihm geschätzte Fräulein von B. ist, das ihm die Zusammenhänge darstellt und erläutert. In diesem Fall wirkt Werthers Verärgerung überspitzt. Fast handelt es sich um Idiosynkrasie gegenüber Wohlmeinenden. In der Tat ist Werthers Geschichte ja auch eine pathologische. Genaugenommen hat er eigentlich keinen Grund, über das Fräulein von B. im Geringsten verstimmt zu sein. Das ist die Folge seines überreizten Zustands. Nicht immer unterscheidet er richtig zwischen Freund und Feind.

Manche Nebenfiguren lassen erkennen, daß sie Werther ablehnen. So wirft der Medikus bei seinem Besuch des Amtsmanns Werther vor, er beschäftige sich zuviel mit Unvernünftigen und bringe den Kindern nur Unsinniges bei. Dieser Vorwurf ist jedoch falsch. Werther ist kein Rationalist. Zu seiner Zeit war bereits bekannt, daß man in der Kindererziehung auch das Gemüt der Kleinen fördern muß. Werther kennt die geistigen Strömungen der Zeit. Auch wenn er sie nicht kennen würde, könnte er mit Kindern richtig umgehen. Dazu befähigte ihn die Intuition, welche aus seinem Innenleben resultiert.

Der "Werther" ist der Roman eines neuen Menschen, des Menschen einer neuen Epoche, der uneingeschränkt aus dem Gefühl lebt. Diese Unbedingtheit hat das Buch zeitlos gemacht. Auch solche Menschen haben den Werther geschätzt, die bedeutende Willens- und Verstandesmenschen gewesen sind. Waren sie wirklich bedeutend, kannten sie natürlich auch Macht und Bedeutung des Gefühls, wie Napoleon, der den "Werther" siebenmal las und in Weimar mit Goethe darüber dikutierte. Freilich bedeutet diese abschließende Feststellung nicht, daß alle, die Gefühle richtig würdigen, auch so leben, wie sie empfinden. Das ist in der Realität unmöglich und gerade Napoleon tat das nicht. Werther scheitert an seinem Charakter, der ihn zwingt, seine Empfindungen zu verabsolutieren und auch realisiert sehen zu wollen und zwar letzteres von der Gesellschaft.

Andreas Hetzenecker

Wie sehen Mitmenschen und Umwelt in Goethes Roman "W." die Hauptfigur?

Goethes "Werther" ist ein heute noch ziemlich aktueller Roman, der auch auf moderne Menschen eine starke Wirkung ausübt. Das liegt an der Empfindsamkeit und Zerrissenheit Werthers, der infolge seiner seelischen Veranlagung mit sich selbst nicht zurechtkommt und deshalb tragisch endet. Man stellt sich die Frage, ob er wirklich keinen Ausweg hatte. Zu diesem Zweck sollte man untersuchen, wie die Hauptfigur und die Umwelt diesen jungen Mann wahrnehmen. Zunächst zu Charlotte, der von ihm so verehrten Person, und dann zu den anderen Menschen, die ihn kennen.

Bestimmt ist es richtig, dass Lotte zurecht kritisiert, er nähme zu stark Anteil an den Handlungen und Empfindungen seiner Umgebung, und in der

Tat wird man zugeben müssen, dass er gegenüber Schmidt in unnötiger Weise gegen den "schlechten Humor" polemisiert. Überhaupt wirkt Werthers Ausgelassenheit oft, beispielsweise bei der Ankunft Alberts übertrieben, was ihm Lotte auch ausdrücklich verweist. Diese starke Ausgelassenheit zur falschen Zeit wirkt tatsächlich ein wenig manisch, so dass Lotte mit einigem Grund um ihren Werther fürchtet beziehungsweise um dessen Seelenzustand.

Erkennt Lotte eigentlich den gefährlichen Zustand Werthers? Sie hat seine Anwesenheit gerne, doch der Leser hat den Eindruck, daß sie sich der Bedenklichkeit ihrer und Werthers Situation nicht bewusst ist. Am besten erkennt man das an der Szene, in der sie dem Kanarienvogel den Mund reicht und den Vogel sogar küsst. Aber sie ist voller Ungeduld und ihre Empfindung gegenüber Werther bedeutet eine echte und große Seelengemeinschaft. Das zeigt am Besten jene berühmte Stelle gemeinsamen Naturempfindens nach dem Gewitter, als Lotte "Klopstock!" ruft. Zuletzt entwickelt sich die Einstellung Lottes gegenüber Werther so kompliziert, daß das Verhältnis zwischen beiden nicht mehr zu retten ist, denn sie hat seinen Werbungen nachgegeben, wenn auch nur ein einziges Mal (S.139). Hier erkennt man, dass auch Lotte Werther liebt. Ihre gemeinsamen Empfindungen verbinden beide miteinander, fast unauflöslich.

Werthers Gegenspieler Albert, Verlobter und Ehemann Lottes, hat einen großen und noblen Charakter. Wenn er Werther vorwirft, daß dieser zu leichtfertig mit den Pistolen umgehe, hat das seinen guten Grund. Alles, was Albert zu Werther sagt, ist gut begründet, auch die Verurteilung des Selbstmordes (S.53).

Albert hat ja recht. Denn Werther ist ja wirklich selbstmordgefährdet. Vielleicht ist Albert sogar zu großzügig. Vielleicht besitzt er am tragischen Ende sogar eine gewisse Mitschuld, weil er Werther nicht rechtzeitig das Haus zu verlassen zwang. Albert ist zwar einfühlsam, wie die Szene mit der Mutter Lottes zeigt (S.69), daß er nicht frei von Empfindungen ist. Aber er versteht sich zu beherrschen, und das ist von Goethe auch so gemeint, damit ein Gegenpol zu Werther entsteht, dessen Fähigkeit zum Sentiment natürlich einen Vorzug bedeutet, der aber im Gefühlsleben zuletzt viel zu maßlos wird. Das ist der Grund seines Scheiterns. Wie hoffnungslos es um ihn steht, zeigt etwa seine an Albert gerichtete Aufforderung, einen Mörder laufen zu lassen (S.116), eine Forderung, die er "mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit" mehrfach vorbringt. Zurecht lehnt Al-

bert ab. Er hätte besser daran getan, Werther schon früher mehr abzuschlagen. Vielleicht hat er Werther nicht genügend ernst genommen. Für diese Vermutung spricht, dass es unterlassen wurde, Werther von der Hochzeit zu benachrichtigen (S.80).

Dass Werther scheitert, ist auch von der Gesellschaft mitzuverantworten. Werther gelangte nicht mehr im Berufsleben Fuß zu fassen. Er ist in Folge unglücklicher Liebe mit der Gesellschaft zerfallen. Zwar erkennt der Graf die guten Anlagen des jungen Mannes, der ihn "liebt" und "distinguiert" (S.80), doch gegen die Neider und Standesvorurteile nicht schützen kann. Der Gesandte, bei dem Werther in Stellung ist, sucht Werther sogar absichtlich zu kränken. Der Fürst nimmt Werther gar mit auf seine Güter. Aber Werther erkennt dann, dass es sich bei diesen Landesherren um einen nur äußerlich gebildeten Menschen handelt, dem die Empfindungen nicht aus der Seele quillen, wie ihm, Werther. Deshalb trennt er sich auch von diesem, ihm wohlwollenden Manne (S.89). "Was soll ich hier?" ruft er aus, als er den Fürsten verläßt. Das hätte Werther eben allesertragen müssen. Zurecht gekränkt fühlen durften sich nur, als man ihn aus der adeligen Gesellschaft wies. Aber er ist zu diesem Zeitpunkt bereits mit der Gesellschaft zerfallen und kann sich darin nicht mehr zurecht finden. Doch hatte er auch Freunde dort, zum Beispiel das Fräulein von B., die ihm viel Mitgefühl entgegenbringt. Aber Werther zerfällt letztlich mit allen, weil seine Liebe zu Werther kompromisslos, eben unerfüllbar ist. Sogar von dem ihm gutgesonnenen Fräulein von B. scheidet er in Unfrieden (S.84).

Wie die anderen Figuren im ersten Teil mit Werther verkehren, macht deutlich, daß Werther die Menschen versteht und mit ihnen umgehen kann. Das trifft im zweiten Teil nicht mehr zu. Werther vereinsamt, liest düstere Lektüre, spricht mit einem Geisteskranken (S.107). Albert versucht Lotte klarzumachen, daß sie sich nicht mehr mit Werther sehen lassen darf, denn es wird schon geredet. Die Situation entwickelt sich hoffnungslos. Vielleicht wäre es bessergewesen, Albert hätte Werther seine Heirat formell angezeigt. Möglicherweise wäre dieser dann gar nicht mehr erschienen. Hier hat Albert nicht ganz richtig gehandelt.

Letzten Endes ist Werthers Tod jedoch selbstverschuldet. Er wurde von niemanden in den Tod getrieben. Er strebte an, seine Persönlichkeit vollständig zu entwickeln und zwar in der Liebe zu Lotte. Dies war unmöglich. Folglich sah er keine Möglichkeit der Fortexistenz. Nicht die Umwelt, sondern die Maßlosigkeit seines Gefühlslebens brachte ihn zu Fall. Goethe

bewältigte sein eigenes Gefühlsleben in diesem Roman. Er drückte im "Werther" eigenes Gefühlsleben aus und warnte zugleich vor der Gefahr übersteigerten Sentiments. Goethe schoß sich eben keine Kugel durch den Kopf, obwohl ihm ähnliches ziemlich naheging, wie Werther (Charlotte Buff).

Gutachten

über eine von Herrn StD Spengler, Gymnasium Parsberg,
erstellte Aufsatzkorrektur
im Falle des Schülers Andreas Hetzenecker

I. Voraussetzungen

Der zur Rede stehende Aufsatz mußte im Nachhilfeunterricht erstellt werden, ohne daß sich der Nachhilfelehrer auf das Thema vorbereiten konnte. Aber das wäre nötig gewesen. Die besonderen Umstände haben es verhin-

dert. Sie sind ganz eindeutig vom Nachhilfeschüler zu verantworten und nicht vom Nachhilfelehrer.

Denn der Schüler Andreas Hetzenecker wünschte in den Pfingstferien keinen Nachhilfeunterricht. Es wurde gar verhindert, daß sich der Nachhilfelehrer, anders als zuvor ausdrücklich mündlich vereinbart, mit dem genannten Schüler zwecks Terminvereinbarungen in Verbindung setzen konnte. Drei Tage lang war am Telefon der Familie Hetzenecker immer nur das Besetztzeichen zu vernehmen.

In den Pfingstferien scheint der Schüler demnach überhaupt noch nicht die Absicht gehabt zu haben, für die Schule einen Übungsaufsatz zu erstellen. Er meinte vor den Ferien, ein solcher Aufsatz wäre nicht ausdrücklich verlangt; nur wer wollte, schreibe einen solchen (?).

Auch hatte Andreas den im Unterricht bereits seit einiger Zeit behandelten Roman Goethes "Die Leiden des jungen Werther" vor den Pfingstferien nicht vollständig gelesen, geschweige denn studiert, sodaß die Unterrichtsarbeit bis zu diesem Zeitpunkt ziemlich unergiebig ausfiel.

Der Nachhilfelehrer wies von Anfang darauf hin, daß sich im Falle des Andreas eine Verbesserung der Fähigkeiten nur langfristig einstellen könnten. Viele Doppelstunden wären nötig. Da die Kosten von soviel Bemühung sehr hoch ausfallen, war der Lehrer in seiner immer entgegenkommender Weise bereit, manche Anzahl von Unterrichtsstunden zu erteilen, ohne diese Leistungen abzurechnen.

Am 28. Juni 2001 erreichte den Nachhilfelehrer der Anruf Frau Hetzeneckers, ob er eigentlich noch einmal zum Nachhilfeunterricht erscheinen wollte. Darauf wurde ein Termin für den nächsten Tag vereinbart. Am nächsten Tag folgte dann ein weiterer Termin.

II. Verlauf des Nachhilfeunterrichts am 29. und 30. Juni 2001

Sogleich stellte sich heraus, daß dem Schüler das Thema des Aufsatzes wieder nicht, also noch immer nicht präzise bekannt war. Denn er hatte es sich nie notiert und nach den Ferien auch nicht erfragt. Im Deutschheft des Schülers waren seit Monaten keine Einträge erfolgt.

Immerhin hatte der Schüler inzwischen die einschlägige Stellen des Buches studiert. Dem Nachhilfelehrer teilte er mit, er wolle nun doch einen Übungsaufsatz erstellen.

Da dem Lehrer diese Stellen natürlich nicht vertraut waren, mußte der Aufsatztext nun in improvisierter Weise erarbeitet werden. Andreas erklärte am Ende des Unterrichts, er werde den Aufsatz abends vervollständigen.

Aber am nächsten Tag ließ er gegenüber dem Nachhilfelehrer verlauten, er habe den Aufsatz nicht fertiggestellt, da er am Abend zuvor zu den Schützen habe gehen müssen. Also sah sich der Nachhilfelehrer nochmals gezwungen, mit unkonzipierten Vorstellungen und improvisierten Formulierungen aushelfen zu müssen. Eine Aufsatzgliederung konnte nicht vorliegen.

Die ganze Arbeit ist demnach unter gelinde gesagt ungünstigen Umständen erfolgt. Der Nachhilfelehrer hatte keine Gelegenheit, nach zuvor durchdachtem Plan vorzugehen.

III. Einleitung

An der Korrektur des Aufsatzes sieht man sofort, daß die Überschrift, das Thema, unvollständig ist. Das geht eindeutig auf Indolenz des Schülers zurück.

Übersehen hat der Korrektor, Herr Studiendirektor Spengler, die falsche Schreibung des Genitivs "Goethe's".- Er bemängelt "Umwelt", weil er dieses Wort offenbar allein auf die unbelebte Umwelt bezieht. Diese Kritik ist falsch. Laut Brockhaus bedeutet "Umwelt" zunächst "Milieu". Nach Einschätzung des Nachhilfelehrers dürfte sich das von Herrn Spengler gestellte (im vollen Umfang leider unbekannt gebliebene) Thema natürlich vor allem auf die im Milieu Werthers lebenden Mitmenschen bezogen haben. Deshalb die Formulierung des Nachhilfelehrers. Der Kommentar des Korrektors "Die Umwelt sieht nichts!" muß man demnach zurückweisen.

IV. Erster Absatz

Die Korrekturbemerkungen Herrn Spenglers sind oft sachlich nicht überzeugend. Man kann doch in der Aufsatzleitung feststellen, der Roman besitze noch Aktualität, ohne es zu begründen. Das Werk besitzt noch Aktualität, sonst würde man es nicht lesen. Erst die Argumente des Hauptteils, die Antworten auf die im Thema aufgeworfenen Fragen, müssen klar begründet werden.

Warum Herr Spengler die Formulierung, Werther kommt "aufgrund seiner seelischen Veranlagung mit sich selbst nicht zurecht" als unverständlich bezeichnet, ist nicht einsichtig. Das ist doch kein schlechtes Deutsch!

Ähnliches gilt für die Wendung: "Man stellt sich die Frage"; genausogut kann man formulieren: "Wir stellen uns die Frage..." usw.; es sind doch gängige Ausdrucksweisen.

Die Formulierung "einen Ausweg sehen" wirkt allerdings tatsächlich als besser ausgedrückt wie "einen Ausweg haben"; zu berücksichtigen wäre aber der kleine Bedeutungsunterschied. Ein solcher existiert.

Das von Herrn Spengler unterringelte Wort "Zweck" ist eindeutig bezogen, nämlich darauf, daß im Satz zuvor eine Frage aufgeworfen und deren Beantwortung angekündigt wurde.- Für "...sollte man..." gilt das bereits Gesagte.

Wenn die Frage, "wie die Hauptfiguren (des Romans) und die Umwelt diesen jungen Mann wahrnehmen", das Thema nicht richtig trifft, ist nicht der Nachhilfelehrer daran schuld, sondern Andreas! Schlechter Ausdruck kann diese Frage ebenfalls nicht sein.- Zu "Umwelt" vergleiche man nochmals oben "Milieu"!

Warum Herr Spengler den nachfolgenden Absatz schon eher bilden, den letzten Satz der Einleitung dem ersten Absatz des Hauptteils zuteilen will, ist gar nicht einsichtig. Man kann bereits am Ende der Einleitung ankündigen, was im Hauptteil erfolgt. Denn die Ankündigung bezieht sich ja nicht nur auf das unmittelbar Nachfolgende, sondern auf den ganzen folgenden Hauptteil, nämlich auf "alle Menschen, die Werther kennen". Was an dieser Formulierung auszusetzen wäre, bleibt unklar. Es stellt doch die Frage des Themas dar (außer wenn dieses ganz anders lautete, als es der Nachhilfelehrer rekonstruierte).

Und in dem Satz "Die von ihm so verehrte Person" bezieht sich das Personalpronomen "er" ganz eindeutig auf den in der Zeile zuvor genannten "jungen Mann". Deshalb ist die Unterringelung unberechtigt. Denn die Beziehung auf das zitierte Substantiv besteht ganz eindeutig.

Genauso unberechtigt erscheint es, die Wendung "Zunächst zu Charlotte" zu beanstanden.

Herrn Spenglers Korrektur der Einleitung zeigt ziemlich unwiderlegbar, daß er den Aufsatz, um sich eines gängigen Jargons zu bedienen, herunterkorrigiert. Die von ihm vorgenommenen Beanstandungen sind oft nicht nachzuvollziehen.

Zurecht kritisieren könnte Herr Spengler stattdessen, daß man sich eine mehr konkrete Einleitung wünschte. Eine solche zu entwickeln blieb dem Nachhilfelehrer aufgrund der oben geschilderten Umstände keine Zeit.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei klargestellt: Herr Spengler erstellte eine Korrektur, die Pädagogisches bezweckt. Sie soll mittels eindeutiger, teils überzogener Aufsatzkorrektur etwas Bestimmtes verständlich machen. Dem Schüler Andreas Hetzenecker soll beigebracht werden, daß seine Leistungen (und wahrscheinlich auch sein Verhalten und seine Mitarbeit) im Deutschunterricht äußerst mangelhaft sind.

Andreas Hetzenecker hat die Eigenschaft, sein Desinteresse gelegentlich zu demonstrativ zu offenbaren. Der Nachhilfelehrer gewann auch den Eindruck, daß sich Andreas gegenüber Lehrern für überlegen hält, weil es ihm manchmal gelingt, sie ein bißchen zu foppen. Was Schulisches betrifft, foppt er auch seine Eltern, die sich über die wahre Situation nicht klar sind. Sie vermögen ihn auch nicht zu konsequenter Arbeit anzuhalten. Der Nachhilfelehrer beobachtete, daß Frau Hetzenecker die Schwächen des Schülers etwas zu belustigt zur Kenntnis nahm.

Wenn Herr Spengler so reagiert, wie er es bei der Korrektur des Aufsatzes von Andreas getan hat, kann man ihm dies nicht vorwerfen. Pädagogische Notengebung und Beurteilung ist berechtigt. Übrigens hat er nirgendwo hinterlassen, wie er den vorliegenden Aufsatz eigentlich insgesamt benotet! Man kann ihm nicht entgegenhalten, daß seine Bewertung nicht stimmt. Es ist gar kein Gesamturteil erfolgt!

IV. Zweiter Absatz

Der Gutachter will sich nun aufs Wichtigste beschränken, weil seine Arbeit ansonsten ausufert.

"Schmidt" hätte man wohl besser erklärt.- Die Formulierung "Lotte verweist ihm das ausdrücklich" ist bestimmt kein Sprachfehler. Sie stellt gutes Deutsch dar. An dieser Stelle überzieht Herr Spengler; vermutlich aus dem erkannten Grund.

Man hätte in dem vorgelegten Aufsatz sicher mehr konkretisieren sollen, aber die ganze Werther-Stelle, um die es hier geht, ist außerordentlich abstrakt und läßt sich nicht kurz darstellen, sodaß man wohl besser überhaupt darauf verzichtet.

"Manisch" ist kein relativer Begriff, der auf die einen so, auf andere aber anders wirkt; gemeint ist ein eindeutig krankhafter Zustand. Man wirkt nicht manisch auf jemanden; man ist es oder man ist es nicht.

V. Dritter Absatz

Der Bezug zum Thema besteht im nachfolgenden Absatz darin, daß Lotte nicht erkennt, daß sie Werther auf Abstand halten müßte. Also sieht sie ihn falsch. Das ist der Bezug zum Thema!

Lotte reicht dem Kanarienvogel (in Gegenwart Werthers) wirklich den Mund (sie gibt ihm mit dem eigenen Mund Vogelfutter in den Schnabel). Was ist daran schlechtes Deutsch?

Der Bezug zum Thema besteht im gesamten Absatz darin, daß die Seelengemeinschaft zu ihm (zu Werther) genannt ist, ferner daß sie spürt, daß sie die Natur empfindet wie er. So sieht sie Werther!

Sicher ist, daß Lotte sich einmal von Werther umarmen und küssen läßt! Das ist ganz klar! Wie kommt Herr Spengler darauf, das sei unsicher?

Nachdem Lotte erwogen hat, Werther an eine ihre Freundinnen zu verheiraten, nimmt sie von diesem Plan sogleich wieder Abstand, weil sie ihn eben doch für sich behalten will.

Das Thema lautet: Wie sehen die Hauptfiguren Werther? Eine der Antworten ist: Lotte erkennt in Werther die Seelenverwandtschaft und sie teilt seine Empfindungen! Sie ist ihn in Liebe verbunden! Das ist die Sicht von Werther in den Augen Lottes.

V. Vierter Absatz

Der folgende Absatz beruht auf der Beobachtung Alberts, daß Werther zu leichtfertig mit Pistolen umgeht. Das ist der Bezug zum Thema! Man kann die Stelle nicht in wenigen Sätzen, nur in größerem Zusammenhang wiedergeben. Albert äußert sich zu Werther nicht in einer Art und Weise, die es erlaubte, klare Adjektive herauszusuchen und anhand dieser Wörter eindeutig zu belegen, wie ihm Werther erscheint.- Dieser ganze Teil des Aufsatzes hätte vielleicht knapper gehalten werden müssen.

Bezug zum Thema liegt aber vor: Albert ist zu großzügig zu Werther, er hätte ihm mehr abschlagen müssen. Seine Sicht von Werther besteht darin, daß er ihn mehr zuguterechnet, als es angebracht ist. Er ist eben ein nobler Charakter! Warum soll hier das Adjektiv nobel nicht passen?

Zum Thema gehört auch die Gesellschaft, die es nicht zuläßt, daß Werther im Berufsleben Fuß faßt (nämlich als Gesandtschaftsschreiber in Wetzlar am Reichskammergericht). Was ist denn das anderes als das Berufsleben?

"Distinguieren" existiert auch als Verb und es wurde so zitiert. Man kann diese Form des Zitats nicht als Grammatikfehler ankreiden, auch wenn es im Original als Adjektiv vorkommt. Soviel Freiheit existiert beim Zitieren schon! Und wenn nicht, ist es ein Zitat-, doch kein Grammatikfehler! Dieses Beispiel zeigt ganz deutlich, daß der Korrektor fest entschlossen ist, dem Schüler aber auch gar nichts durchgehen zu lassen.

Bezug zum Thema liegt insofern vor, als der Aufsatz darstellt, daß der Fürst dem Werther wohlgesonnen ist (er erkennt dessen Fähigkeiten, die allerdings im Buch undeutlich bleiben, soweit sie sich auf Werthers Tätig-

keit als Schreiber beziehen). Auch wie das Fräulein von B. Werther sieht, läßt sich nicht so klar belegen. Denn Werther berichtet ja in seinen Briefen vor allem über seine eigenen Empfindungen! Sie erkennt an Werther, daß er ein wertvoller, menschlichen Mitgefühls würdiger Mann ist; eine weitere Aussage ist kaum möglich. Sie erfolgte im Aufsatz und müßte noch pointierter herausgestellt werden.

Es ist eben ziemlich schwer, dergleichen zu leisten, wenn man unvorbereitet vor komplizierte literarische Aufgaben gestellt wird. Der Nachhilfelehrer muß sich ja mit den Dingen neu befassen. Der Schullehrer und Andreas taten dies schon monatelang!

Nachhilfeunterricht im Fach Deutsch ist eine sehr aufwendige Tätigkeit. Dieser Unterricht bedarf immer spezifischer Vorbereitung. Hätte man an die ganze Arbeit fachgerecht herangehen können (etwa in den Pfingstferien, als genügend Zeit zur Verfügung stand), wäre eine exaktere Gliederung und klarerer Bezug zum (selbstformulierten) Thema erstellt worden. Das ist ganz klar.

VI. Letzter Absatz

Im letzten Absatz des Hauptteils geht es darum, daß am Ende Werthers Kommunikationsfähigkeit zu den Mitmenschen abbricht. In der Tat müßte hier der Bezug zum Thema deutlicher hervortreten.

VII. Aufsatzschluß

Wieso Herr Spengler am Schlußteil des Aufsatzes den Themenbezug bemängelt, ist unklar. Werther wird verkannt. Doch die Mitmenschen tragen keine Schuld an seinem Tod.

Der Schlußteil eines Aufsatzes soll ja niemals die Argumentation des Hauptteils fortsetzen, sondern einen weiterführenden, jedoch abrundenden Aspekt aufgreifen.

VIII. Weitere Aspekte

Eine Aufsatzbeurteilung bezieht sich auf Inhalt, auf Darstellungsweise beziehungsweise auf Argumentation und auf sprachliche Korrektheit. Jeder Aspekt ist zu bewerten.

In einem Übungsaufsatz geschieht dies, indem man die Leistung nicht mit den üblichen Notenstufen bezeichnet (beispielsweise "befriedigend"), sondern mittels Umschreibungen (beispielsweise "stellt zufrieden"), damit sich nicht das Mißverständnis ergibt, die Arbeit wäre benotet worden.

Ein Übungsaufsatz wird aber nicht benotet, da er keine in der Schule erstellte Leistung bedeutet. Nur zwei außerhalb der Schule erstellte Leistungen sind benotbar. Die erste ist die in der 11. Klasse geforderte Hausaufgabe aus dem Deutschen. Die zweite ist die Kollegstufenarbeit. Benotet werden also, abgesehen von den beiden erwähnten Ausnahmen, nur in der Schule erstellte Leistungen (mündliche; schriftliche: Schulaufgaben, Stegreifaufgaben, unter gewissen Voraussetzungen auch sogenannte Kurzarbeiten).

Herr Spenglers Kommentar am Schluß des Aufsatzes läßt nicht erkennen, wie er den Aufsatz insgesamt beurteilt. Dieser Kommentar wirkt überhaupt unbefriedigend, da er nicht die einzelnen, oben angeführten Kriterien der Aufsatzbeurteilung anspricht.

Herr Spengler soll mündlich geäußert haben, inhaltlich sei der Aufsatz als gut bis befriedigend anzusehen, doch müßte der Bezug zum Thema stärker herausgestellt werden. Das Urteil "Thema verfehlt" befindet sich nicht in Herrn Spenglers Gesamturteil. Es wäre nicht zutreffend. Das Thema (wie es dem Nachhilfelehrer bekannt war), wurde nicht verfehlt. Der Bezug zu dem Thema, wie es Herr Spengler stellte, müßte deutlicher herausgestellt werden.

IX. Sonderbares

Merkwürdig an dem gesamten Vorgang ist, daß Andreas Hetzenecker angibt, der Übungsaufsatz wäre nicht zu einem bestimmten Termin fällig gewesen.

Sonderbar erscheint ferner, daß das Heft des Schülers über Monate hinweg keine Einträge enthält. Er gibt an, Gliederungsübungen zu einer literari-

schen Erörterung über den "Werther" wären im Unterricht nie gemacht worden.

X. Das Gesamturteil über Andreas Hetzeneckers Übungsaufsatz

Wie man die vorgelegte Leistung insgesamt bewerten muß, läßt sich ohne Kenntnis der anderen Schüleraufsätze nicht zutreffend beurteilen.

Jedenfalls scheint Herrn Spenglers Thema sehr weitgefaßt. Es ist wohl auch nicht sehr ergiebig, da Werther in seinen Briefen selten mitteilt, was die Hauptfiguren über ihn sagen. Er schreibt vor allem über sich selbst und über seine Empfindungen!

Diese Kritik an der Themenstellung erscheint jedoch nur teilweise gültig. Das Thema war dem Schüler ja gar nicht präzise bekannt! Herr Spengler räumt am Schluß ein, man könne Werther im Aufsatz "durch die anderen Figuren" darstellen, was vermutlich heißt, auch anhand gegenüber Werther getaner Handlungen. Andreas glaubte demgegenüber, es ginge nur um zu Werther getane Äußerungen.

So wie die Dinge standen, mußte die Nachhilfearbeit ohne gute Ergebnisse enden. Natürlich ist es möglich, daß Nachhilfeunterricht erfolglos bleibt. Besonders im Falle des Andreas Hetzenecker war fast alles umsonst. Der erfolgte Aufwand war für die Katz. Die Hauptschuld liegt am Schüler.

Herr Hetzenecker vermag das nicht einzusehen und will das auch gar nicht. Er denkt, er habe nutzlose, schadhafte Ware gekauft. Daß er seinen Arzt selbst dann bezahlen muß, wenn dessen Bemühungen erfolglos bleiben, diese selbstverständliche Einsicht vermag er nicht auf den Nachhilfeunterricht zu übertragen. Vielleicht, weil im genannten Beispiel (im Falle von ärztlichen Leistungen) fast immer die Kassen einspringen. Aber eine Nachhilfeunterricht-Versicherung, welche Frau oder Herrn Hetzeneckers geordnete Zeche berappt, existiert eben nicht.

Überhaupt schien es, als ob Herr Hetzenecker den Nachhilfelehrer, der zu ihm ins Haus kommt, für eine Art Dienstboten hält, der nach Belieben abgekanzelt wird. Die von ihm geäußerten Annahmen über die unmittelbare Wirkung von Nachhilfeunterricht sind schlicht lächerlich. Das Abgekanzeltwerden ließ der Nachhilfelehrer jedoch aus dem richtigen und

korrekt geäußerten Bewußtsein des Selbstwertes nicht zu, nachdem sich erwiesen hatte, daß Herr Hetzenecker unfähig war, den Nachhilfelehrer in der ihm gebührenden Weise überhaupt anzusprechen.

Herr Hetzenecker hat den mündlich mit ABACUS geschlossenen Vertrag für ungültig erklärt. Folglich wäre nun zu prüfen, ob er zusätzliche, außerhalb der Unterrichtsstunden erbrachte Leistungen zu entgelten hat, die bei Erfüllung des Vertrags mit dem genannten Institut kostenlos erfolgt wären.

Heinrich vom Kleist, "Mutwille des Himmels"

(Inhaltsangabe)

In einer nicht sehr bekannten Anekdote "Mutwille des Himmels" von Heinrich von Kleist geht es um einen preußischen General, der für den Fall seines Ablebens eine schlichte Anordnung darüber trifft, wie man ihn bestatten soll. Diese hat sehr skurrile Folgen.

Wir erfahren zunächst, daß der General (sein Name ist Dieringshofen) wünscht, wenn er verstirbt, seinen Leichnam nicht waschen, salben oder ansonsten pfleglich behandeln möge. Die Leiche soll ganz unberührt bleiben. Er ist General, doch denkt er als einfacher preußischer Soldat, der von sich keinerlei Afsehen machen will, sondern eine schlicht soldatisch-preußische Bestattung wünscht, offenbar nach dem Vorbild des Soldatengrabs. Niemand solle ihn, wenn er gestorben ist, nochmals berühren. Man belasse ihm die Kleidung, die er gerade trage. Die Anordnung erfolgt, weil er das Ende nahen fühlt. Leider teilt er die seine Bestattung betreffenden Wünsche nur dem Prediger mit und sieht ansonsten nichts vor.

Folglich beginnt der Kammerdiener des Generals nach dem bald eingetretenen Tod des Generals selbständig zu handeln, nämlich so, wie es allgemein üblich ist. Gleichzeitig wird der Prediger verständigt. Dieser begibt sich sofort ins Hause des toten Generals und will persönlich dafür sorgen,

daß ausgeführt wird, was er dem General zugesagt hat, nämlich daß dieser so ins Grab gelegt werde, wie er gestorben sei.

Als er vor Ort gelangt, stellt er fest, daß der Diener bereits einen Barbier geholt hat. Dieser hat das Gesicht des Toten eingeseift und will rasieren. Was für ein Bild! Der Leichnam auf dem Stuhl, vielleicht festgebunden, der Barbier, um den Kopf zu halten, die Nase des verstorbenen Generals in der Hand! Da der Diener nicht wußte, welche Anordnung für den Todesfall seines Her-ren ergangen war, sucht er dem Prediger zu erklären, warum ein Barbier zugegen ist. Dieser will die Leiche salben, vielleicht einbalsamieren.

Hierauf trifft der Prediger die Entscheidung, die dem Willen des Toten entspricht, wie er glaubt. Wir müssen uns aber doch fragen, ob diese inzwischen nicht doch von den inzwischen eingetretenen Umständen längst überholt ist. Der General ist nackt, ist halbrasiert und hat noch Schaum im Gesicht. Der General wird also nackt, halbrasiert und eingeschäumt in den Sarg gelegt, also ganz ungepflegt, ohne Leichenhemd!

So muß man sich zuletzt fragen, ob der Prediger nicht komisch handelte. Oder hat der General seinen Willen nicht deutlich genug erklärt, nicht im Testament festgelegt? Wenn es ernst wird, kommt es doch eben immer anders, als man es sich vorgestellt hat. Die Bestimmungen laufen fehl. Sie sind zumeist Irrläufer. Niemand weiß, was Vernunft wirklich bedeutet. Niemand kann sich ihrer richtig bedienen.

Soll man mit der Mode gehen?

(Erörterung)

Darunter, was Mode ist, wird sich jeder etwas anderes vorstellen. Jeder hat schon einmal gefragt, ob er eine Mode mitmachen, mit der Mode gehen soll, in einzelnen Fällen oder grundsätzlich. Gelegentlich wird in den Zeitungen über diese Frage diskutiert und man kann Leserbriefe dazu lesen. Manche finden, der Wunsch, alle Mode mitzumachen, sei ein "Zwang" oder "Wahn". Man muß wirklich einmal darüber nachdenken, ob man die

vielen modischen Trends mitmachen sollte oder nicht. Dieses Überdenken soll nachfolgend geschehen.

Jeder kennt den Begriff "Mode". Die Mode ist ein Trend, welcher darin besteht, etwas so und nicht anders zu machen, weil man dann besser ankommt. Die meisten beziehen die Mode auf die Kleidung. Wer die gerade modische Kleidung trägt, ist "in", fühlt sich "voll drauf", stark, den anderen überlegen. Und in der Tat erreicht man im Zweifelsfall, wenn einem an etwas liegt, mit dem Modischen mehr, denken viele. Sicherlich kann man so blenden. Doch wissen viele nicht, daß Blender als solche erkannt werden. Wer sehr modisch gekleidet zu einem Vorstellungsgespräch gegangen ist, wird möglicher-weise merken, daß er keinen guten Eindruck hinterlassen hat. Schlichte Erscheinung und Zurückhaltung sind bei dieser und bei ähnlichen Gelegenheiten eher erwünscht. Es paßt eben oft nicht, wenn man sich etwa in Lackschuhen und auffällig rot-grün gemustertem Sakko zu ernstesten Gesprächen einfindet. Der Gegenüber verspürt: Hier ist jemand, der mit allen Mitteln auf sich aufmerksam machen will, ein Angeber, der nicht weiß, daß es sich für Anfänger immer empfiehlt zurückhaltend aufzutreten. Es gibt viele Gelegenheiten, wo es falsch ist, zu modisch gekleidet aufzutreten.

Solche Gelegenheiten sind nicht etwa nur die großen, ernstesten Familienfeste (Hochzeiten, Erstkommunion), Firmenfeste, Begräbnisse und ähnliches. Gute, doch seriöse wirkende Kleidung ist immer für Konferenzteilnehmer angebracht. Denn andere sollen sich auf einen konzentrieren können. Man darf die Gesprächspartner nicht in modisch akzentuierter Kleidung irritieren. Sonst wenden sie sich dem Konkurrenten zu, der konformer wirkt. Das muß man wissen. Auch Mütter sollen vielleicht doch nicht übermäßig modisch aufgeputzt in Sprechstunden von Lehrern erscheinen, in deren Fächern das schulische Fortkommen des Sprößlings gefährdet ist. Denn solche Erscheinungen wirken, als suchten die Damen mit ihren Auftritten Beamte zu überfahren.

Andererseits ist es natürlich auch richtig, die Kleidung wenigstens ein bisschen modisch auszurichten, nämlich zur richtigen Zeit. Mode kann etwas Ästhetisches sein, obwohl sie sich abnutzt. Modische Farben gefallen, die anderen weniger. Sie tun dem Auge gut. Ein bisschen Mode ist immer für junge Leute angebracht, in der Freizeit, am Sportplatz und unter Freunden. Aber sie ist nicht unbedingt nötig. Sie kann sich nach einer örtlichen Umgebung richten, wie zum Beispiel die Trachtenmode. Natürlich macht es

Spaß, sich einer solchen anzupassen. Mode trägt zur Lebensfreude bei. Das ist so, und es ist müßig, nach den vielen Gründen zu fragen.

Eines ist jedoch sicher: Jungen Menschen erscheinen in schlichter Mode hübscher und attraktiver, als wenn sie sich modisch gewaltig spreizen. Man überlasse die ausgefallene Mode doch den Älteren. Diese haben sie nötiger, wollen sie sich noch einmal attraktiv machen. Denn sie sind nicht mehr jung und hübsch.

Im hohen Alter ist wieder mehr Zurückhaltung angebracht. Da sollte man unauffällige Schnitte und gedeckte Farben tragen. Doch gilt dies nur eingeschränkt. Es kommt immer auf eine einzelne Erscheinung an. Natürlich vermag selbst einem älteren Herrn der hellblaue Sportanzug gut zu stehen, wenn der richtige Typ ihn trägt. Man soll sich nach derjenigen Mode richten, die zu einem paßt. Was zu einem paßt, muß man selbst herausfinden. Es muß auch zum Geldbeutel passen. Lederkleidung etwa steht nicht jedem, paßt eigentlich zu wenigen Gelegenheiten und ist überdies kostspielig. Manchmal ist sie gar unbequem.

Situationen sind selten, in denen man seinem modischen Geschmack ganz stattgeben kann, auch wenn er ein bisschen bizarr erscheint. Man denke an die Damenhüte, die in Ascot getragen werden, wenn das Pferderennen stattfindet. Da sind diese aparten Kopfbedeckungen wunderhübsch! Dort passen sie hin. Man schaut sie sich mit Interesse an. Sie gefallen. Dort wirken sie den richtigen Kick! Nach dem Grund zu fragen wäre überflüssig. Mode ist eben Mode.

Die meisten Menschen verbinden "Mode" mit der Kleidung. Aber es gibt noch andere Moden; zum Beispiel in der Musik. Wir kennen verschiedene Musikrichtungen für alle Geschmäcker. Besonders in der Tanzmusik und in der Popmusik existieren spezifische Moden. Es ist eben in einer Saison modern, einen Charleston aufs Parkett zu legen. In der nächsten Situation zählen Jitterbug oder Rock'n Roll oder Bossanova. Die schönste und noch immer moderne und modisch-akzentuierte Tanzmusik, die existiert, ist der Tango, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit gespielt und getanzt. Er ist modisch und zeitlos zugleich und drückt ein spezifisches und epochenübergreifendes, eben zeitloses Lebensgefühl aus. Tango ist ewig modern. Nach solchen Moden können wir uns immer orientieren. Denn in dieser Musik geht es auch um Hoherotisches.

Man sollte die Moden der Tanzmusik mitmachen, wenigstens ein bisschen, wenn man jung ist. Jeder muß einmal jung gewesen sein. Sonst wird er später etwas vermissen, was er nie nachholen kann. Im Falle der Popmusik verhält es sich etwas anders. Modische Popmusik kommt und geht und es gibt nur wenige Evergreens. Diese sind dann tatsächlich Ohrwurmsongs. Jeder hat das Recht, solch leichter Musik zuzuhören und sich mit leicht eingängiger, ein wenig modischer Musik zu entspannen, wenn ihm gerade danach ist. Aber es gilt: Nur derjenige hat wirklich ein Recht auf solchen Genuß, der sich ebenso um ernste Musik bemüht, etwa in der Oper! Wer Meistersingern hört, darf sich natürlich auch die CD's von Abba oder der Backstreetboys "reinziehen". So sagen diejenigen, die leider nur letzteres tun und allein die gerade im Schwange befindliche U-Musik hören, keine andere.

Man muß nicht dem leichten Geschmack verfallen, den die Musikmode gerade propagiert. Doch dieses geschieht oft. Dafür spricht die Erscheinung der Discomusik. Überwiegend ist sie weder Tanz- noch Unterhaltungsmusik. Sie ist eher eine Art Droge und deshalb nicht ganz unbedenklich. Aber wer ein bisschen tanzen will, mag dennoch einmal hingehen und mittanzen, sich dort mitbewegen, Gesellschaft suchen. Freilich wird in der Disco kaum richtig getanzt, auch wenn Musikfilmmoden wie "Schmiere" dergleichen vor-täuschen.

Jedenfalls sollte man Musik hören, verstehen und danach tanzen können; Standart- und Modetänze. Gegen letztere ist im Prinzip nichts einzuwenden. Auch sie erfüllen eine nützliche und zugleich gefällige gesellschaftliche Funktion. Und der Flamenco stellt natürlich Kunst dar.

Wem das alles zu laut ist, darf ebenso auf modische Meditationsmusik ausweichen, aber halt wiederum nur, wenn er sich gleichermaßen müht, ein wenig Kunstmusik zu verstehen und zu begreifen. Kenntnis einiger klassischer Musik bedeutet ein wichtiges Element der Bildung. Freilich interessieren sich junge Menschen zuwenig dafür. Aber man sollte nicht nachgeben. Denn dieses Verständnis erschließt höhere geistige Dimensionen. Es sei wiederholt: Nur wer sich auch um diese Kunst bemüht, hat wirklich ein Recht auf modische Pop- und Tanzmusik, auf Beatles und Breakdance. Genug über diese Musik und Modetänze.

Modische Erscheinungen gibt es auch in der Sprache. Besonders Jugendliche bedienen sich modischer Ausdrücke und Wertungen. Sie wissen nicht,

daß vieles davon abgedroschen, ja geschmacklos ist, wie etwa die derzeit oft gehörten Adjektiva "cool" und "geil". Viel davon stammt aus der Sprache der Werbung, die natürlich stets modern-modisch wirken will, um den Konsum anzureizen.

Achtung! Auch Fremdwörter können eine Mode sein, ja gar ganze Ausdrucksweisen. Es gibt dumme Deutschlehrer, die den Schülern die Aspekte einer Aufsatzgliederung beizubringen suchen, nicht mehr die Regeln, oder die Struktur eines Textes in seiner Intention und Funktion untersuchen lassen. Dergleichen bedeutet nicht nur eine Mode; es ist ein sprachlicher Fehler. Modische Fehler lassen wir nicht gelten! Wir bevorzugen den einfachen Verbal-, nicht den modisch aufgeblassenen Nominalstil, der tatsächlich manchen Leuten so in den Ohren klingt, daß sie denken, das sei Wissenschaft. Weg mit solchen Moden! Sie richten nur Schaden an!

Gegenüber diesen grundsätzlichen Modetorheiten wollen wir die harmlosen Modewörter noch gelten lassen, wie etwa Sportreporter sie gebrauchen, wenn sie Fußballguru sagen und einen hervorragend Fußballtrainer, ja Fußball-Philosophen damit meinen. Dahinter steckt ein gewisser Sprachwitz, eine Art von geglückter ironischer Über-treibung. Aber derjenige liegt schief, der dergleichen immer wagt und tut. Jeder Witz, jede Methode nutzt sich ab, wenn man beständig darauf herumreitet.

Unter Zeitungsschreibern gibt es gefährlichere Moden, zum Beispiel diejenige, daß über alles nur bejahend und unkritisch berichtet wird. Fast denkt man, sie halten grundsätzlich alles für gut, immer alles für ein gutes event, worüber sie berichten. Denn sonst würden die Käufer darüber ja nichts lesen wollen! Wer so schreibt, denkt falsch! Wir wollen Kritisches lesen! Wir wollen scharfe Getränke schlürfen und starken Tobak rauchen! Wir wollen wissen, ob ein event sich wirklich lohnt, daß man hingeht.

Übertriebene Kritik kann natürlich auch eine Mode sein. Ihr geht diejenige Presse nach, die alles verreit. Sie zielt auf solche Leser, die alles für schlecht halten, die nichts Gutes kennen, weil sie eben gar nichts wissen. Wir lehnen eine solche Mode natürlich ebenfalls ab. Wir lehnen überhaupt alle Moden ab, deren Zweck allein darin besteht, an bestimmte Konsumenten heranzukommen, von denen man sich Geschäfte verspricht.

Nun ist klar: Es gibt unterschiedliche Moden, auf vielen Gebieten und nicht nur in der Textilbranche. Man sollte die Kleidermode bestimmt nicht völlig

ignorieren, vielmehr sich ihrer mit Vorsicht bedienen, sie mit Verstand nutzen. Denn eine schöne Mode hat mit Ästhetik zu tun. Sie kann auch nützlich sein. Ferner gibt es Musikmoden. Sie sind teils bedenklich, teils nicht. Wer sich mit guter, wertvoller, ernsthafter Musik auch befaßt, dem eignet das Recht auf modische U-Musik. Die sprachlichen Moden lehnen wir ganz und gar ab. Gutes Deutsch ist gefragt, nicht irgendein modischer Jargon, der über die wahrhaft fehlenden inhaltlichen Qualitäten hinwegtäuschen will. Wenn wir so modischen Kram lesen, wird uns ganz blümerant. Wir wenden uns ab. O Graus! O Schreck lass nach, wenn gar geistige Arbeiter sich solchen methodischen und modischen Schwachsinn bedienen!

Was spricht dafür, was spricht dagegen, daß an deutschen Schulen Schüleruniformen eingeführt und getragen werden?
Was halten Sie etwa von Schülermützen?

(Erörterung)

In manchen westlichen Ländern tragen Schüler in der Schule eine Einheitsbekleidung, Schüleruniform geheißen. Der deutschen Öffentlichkeit ist dies weitgehend un-bekannt. Folglich wird bei uns selten über solche Kleidungsstücke diskutiert. Aber Lehrern ist die Diskussion bekannt. In Deutschland haben allenfalls Schülermützen eine gewisse Tradition. Modische Kleidung dagegen besitzt an deutschen Schulen einen hohen Stellenwert. Jedenfalls schreibt die Presse in diesem Sinne. In Wirklichkeit stimmt es gar nicht. Somit wird es Zeit einmal zu erwägen, was eigentlich für und gegen Schüleruniformen spricht. Denn eine "Klamottenkonkurrenz unter Schülern" wünscht niemand. Soll man wenigstens Schülermützen wiedereinführen?

Jedenfalls stimmt es nicht, daß unsere Eltern und Großeltern in Schuluniformen zur Schule hätten gehen müssen. Aber so, daß heute jeder trägt, was er will, verhält es sich ebenfalls nicht ganz. Es wird niemals so sein. Man erwartet, daß Schüler, sauber, ordentlich, ansprechend, jedenfalls manierlich gekleidet das Schulgebäude betreten. Niemand wünscht modische und teure Kleidung in der Schule; im Gegenteil, einfache und unauffällige Kleidung wird begrüßt.

Viele Schüler wissen das nicht. Das liegt durchaus an fehlender Pädagogik. Diese müßte Richtiges nahe- und vom Falschen abbringen. Erziehung wird an deutschen Schulen inzwischen kleingeschrieben. Insbesondere die pubertierenden Mädchen glauben manchmal, mit teuren Markenbekleidungsstücken auftrumpfen zu müssen. Noch weniger selbstbewußte Schülerinnen fordern dann von den Eltern ähnlich kostspielige Kleidung. Man will ganz weiche Lederjacken tragen und in hoher Leder-

Beinkleidung herum-stiefeln. Aus Unkenntnis geben die Eltern zu oft nach. Das kostet ihnen viel Geld. Sie wissen nicht, daß es gar nicht zutrifft, einfach gekleidete Schüler würden ver-spottet. Niemand wird ausgelacht, wenn er Kleidung trägt, die nicht ganz im höchsten modischen Trend liegt. Im Ge-genteil, manche Kollegiaten kommen daher wie Stadt-streicher und fühlen sich gerade deshalb als Könige. Nie-mand beanstandet das. Es ist vielleicht auch ein Trend, eine Art modische Anti-Mode. Richtig ist immerhin, daß die Diskussion über Schülerbekleidung endgültig abgeschlossen wäre, gäbe es eine einheitliche Schüleruniform. Existierte diese, etwa ein dunkelblauer Blazer mit Schul-wappen und dazu die passende Hose oder der passende Rock, wäre aller Streit über die Modetorheiten von Schülern im Schulgebäude ein für alle Mal beendet.

Dessen sollte man sich bewußt sein. Eine einheitliche Schulbekleidung stellt sicher, daß sich niemand über ei-nen anderen erhaben dünken kann, der einfache Kleidung trägt. Denn viele Eltern müssen sparen und nicht nur des-halb, weil sie vielleicht arbeitslos sind. Einheitliche Schülerbekleidung, Schuluniformen verwischen alle Ein-kommensunterschiede, die zwischen Familien bestehen.

Ferner bewirkt eine solche Einheitskleidung, daß die Gesamtheit sich besser untereinander identifiziert. Denn Menschen, die sich äußerlich gleichen, passen sich einan-der besser an als andere. Diese Erscheinung läßt sich am besten an der gemeinsamen Sportbekleidung beobachten. Einheitlich gekleidete Mannschaften drücken damit ihr Zusammengehörigkeitsgefühl aus. Und es ist dann in der Tat so, daß in einer Mannschaft mit dem richtigen Team-geist einer für den anderen steht, wenn es nötig ist. Mehr Schülersolidarität untereinander wäre wirklich wün-schenswert. Wer eine solche an der Schule kennengelernt hat, praktiziert diese auch später. Denn er hat sie mit den schulischen Anfängen gelernt.

Ganz wird man das besagte Problem aber nie lösen können. Denn in der Freizeit trägt ja doch jeder, was er will. Wenn also Schüler außerhalb der Schule zusammenkommen, lebt das Problem wieder auf. Deshalb ist es vermutlich richtig, wenn man sagt, die Uniformierung löse die Standesunterschiede keineswegs auf.

Man muß auch an die Kosten denken. Ganz billig kommt adrette Schulbekleidung nicht. Folglich sind die Schüler-uniformen im Preis vermutlich nicht sehr günstig, obwohl zu erwarten wäre, daß sie in großen Mengen

hergestellt werden. Zuschüsse kann es nicht geben. Preiswerte Schulbekleidung aus Jeansstoffen, Schul-T-Shirts und Sweat-Shirts oder ähnlicher Billigware ist möglich. Doch scheint es fraglich, ob solche schulische Billigkleidung dem pädagogischen Anliegen wirklich nützt. Sie schadet wahrscheinlich eher. Da ist es schon besser, Schüler kommen im selbstbeschafften Schlabberlook daher, nicht in einer Schlabber-Schuluniform. Adrette Schuluniformen könnten vielleicht doch preiswerter sein, als man denkt, da sie in großen Mengen hergestellt würden. Wir vermögen diese Frage nicht klar zu entscheiden. Es käme auf den Versuch an.

Wir in Deutschland haben ein besonderes Problem. Uniformierung klingt auf deutsch nicht gut. Viele erinnern sich noch an die HJ-Kluft und an die Nazi-Uniformen. Der Nazismus erst trieb in Deutschland die Uniformierungsucht ganz hoch. Es war ein Zwang. Spricht man von Schüleruniformen, denken manche ans Dritte Reich und an Hitlerverbrechen. Auch der Judenstern bedeutete eine Art Uniformierung, aber doch mehr Kennzeichnung. Es würden Narren daherkommen, die behaupteten, das Schulwappen an der Schuluniform sei eine Art Judenstern.

Gibt es also nichts, was sich bei uns eignet, daß Schüler die untereinander bestehende Solidarität in der Kleidung ausdrücken? Vor 1933 existierten die Schülermützen. Erst der Nazismus hat sie abgeschafft. Jetzt wurde HJ-Kluft getragen. Sonder-Solidarität von Schülern einzelner Schulen war nicht erwünscht! Alle sollten sich mit der HJ identifizieren und nur mit ihr. Vielleicht könnte man doch einmal den Versuch mit Mützen wagen. Schülerische Unternehmen mögen die Schülermütze propagieren und verkaufen. Vielleicht glückt dergleichen. Aber es ist fraglich. Denn man würde sofort erkennen, von welcher Schule die Schülermützen-Träger stammen! Da wären die vielen bequemen Schulleiter gar nicht sehr erfreut darüber! Und den Schülern wird die Anonymität lieber sein, in der sie verharren können, wenn es keine Schülermützen gibt. Aber wie wäre es beispielsweise mit einem Schulsport-Abzeichen? Es gäbe noch andere Möglichkeiten, Schulsolidarität in der Kleidung auszudrücken. Man sollte die aufgeworfenen Fragen jedenfalls überdenken.

Der Vorschlag, in der Schule sollten doch richtige, aber freibeschafterte Jacken-Hosen-Anzüge getragen werden, trägt nichts zur Lösung des Problems bei. Ein korrekter Herrenanzug ist gar nicht billig. Bereits das Material kommt teuer. Man würde die Modesüchtigen eher bestärken als bremsen. In dem Heinz-Rühmann-Film "Die Feuerzangenbowle" tragen die Schüler

tatsächlich noch Anzüge und Schülmützen. Heute empfände die Jugend einen Anzug sicherlich als viel zu unbequem. Man will doch sportlich-leger sein und erscheinen! Anzugsdisziplin wirkt völlig überholt. Es gibt sie nicht einmal mehr unter Beamten. Heute existieren Schulleiter, die in Jeans und Karohemden herumlaufen, und die Eltern schütteln die Köpfe. Wie wollen sie ihre Kinder zur Anzugsdisziplin bringen? Wir können nicht mehr anders: Alle glauben, jeder sei in seiner Kleidung der eigene Herr. Darüber wollen alle persönlich entscheiden. Es ist wie ein Grundsatz.

Sicherlich bedeutet es einen Vorteil, daß die Angelsachsen an nichts Übles denken, wenn sie in ihren Schulen eine uniformierte Jugend betrachten können. Die Kinder wachsen in einheitlicher Schulkleidung auf. Jeder ist stolz auf Schule und Schulkleidung. Es gibt nichts, was dagegen spricht. Aber wir haben eine andere Tradition. Schuluniformen werden bei uns niemals Beifall erhalten. Vielleicht wird bei uns Individualität überbetont.

Niederschrift
über die Deutschstunde vom 6. März 2002

Zeit: 11.30 - 12.10 Uhr

Ort: Goethe-Gymnasium, Klassenzimmer der Klasse 8a

Anwesend: 30 Schüler der Klasse;
Herr OStR Wolfgang Schiller, Deutschlehrer;
Frau Fuchs, Praktikantin;

Abwesend: Fabian Feuser

Schriftführer:
Ralph-Constantin Utschig

Tagesordnung:

1. Protokollvortrag von Stefan Thermann
2. Verbesserung der Hausaufgabe
3. Lesen und Behandeln Sprachbuch S. 120
4. Besprechung eines Arbeitsblattes
5. Hausaufgabenstellung

Zu 1.)

Einleitend begrüßt Herr Schiller die Klasse 8a und Frau Fuchs, eine Praktikantin. Anschließend wird Stefan Thermann aufgefordert, seinen Protokollvortrag zu halten.

Während dieses Vortrag betreten Fabian Michl und Nicolas Lenner verspätet das Klassenzimmer.

Nach Ende des Vortrags äußert sich Herr Schiller kritisch über den vorausgegangenen Protokollvortrag. Man soll in einem Protokoll die indirekte Rede verwenden, wenn man sich auf Gespräche bezieht. Der Protokollant handelte in diesem Punkte richtig. Andreas Themessl kritisiert, dass der Protokollant beim Vortrag zuwenig im Blickkontakt mit der Zuhörerschaft stand. Herr Schiller ergänzt die Kritik: Zu oft wurde das Wort Deutschlehrer und der Namen "Schiller" gebraucht.

Zu 2.)

Nun bespricht die unterrichtende Lehrkraft einige Protokolle, die als Hausaufgaben gestellt waren. Er bezeichnet die gemachten Fehler. Vor allem müsse man die Zeitstufen beachten. Wichtig sei ferner, dass die indirekte Rede verwendet werde. Außerdem dürfe man keine umgangssprachlichen Wendungen benutzen. So heiße es zum Beispiel nicht, dass am Montag der Sportteil der Zeitung sehr erfüllt sei. Die Schülerin Kim Röntgen korrigiert, man sage besser, dass der Sportteil montags sehr ausführlich gehalten sei. Darauf stellt Herr Schiller fest, die äußere Form der von ihm eingesehenen Schülerprotokolle sei nicht ganz richtig, vor allem nicht die Gestaltung des Protokoll-Kopfes. Die Schüler könnten dies zu Hause nachprüfen.

Zu 3.)

Herr Schiller läßt Sprachbuch S.120 aufschlagen. Stefanie Worlicek bestimmt die Teilstücke eines Zeitungsartikels (Dachzeile, Schlagzeile, Vorspann) und erläutert sie am Beispiel eines Textes.

Hierauf formuliert Herr Schiller das neue Problem, um das es nun geht, nämlich auf welche der sogenannten W-Fragen der vorliegende Text Auskunft gebe. Andreas Schettler gibt darauf richtige Antwort. Wichtig, so Herr Schiller, sei die Warum-Frage. Für den Beispieltext laute diese, warum die Explosion, über die berichtet wird, geschehen sei. Die Antwort müsse lauten: Der Zug ist entgleist.

Nun wird in Stillarbeit der erste Textabschnitt gelesen. Die Frage des Lehrers lautet sodann, was den Inhalt des Zeitungsberichtes darstelle. Man könne immer eine Überschrift nennen. Um eine Hilfe zu geben, stellt Herr Schiller die Frage, warum im Text die Evakuierung der Bewohner ausführlich beschrieben werde. Kim Röntgen weist darauf hin, dass es um die Konsequenzen der Explosion ginge. Wichtig sei immer, was den Menschen geschehe. Kerstin Balanowski spricht von den geschehenen Komplikationen. Herr Schiller stimmt zu. Es gehe tatsächlich um die einzelnen Komplikationen, die bei dem berichteten Unglück erfolgten, zum Beispiel daß zuwenig Gasmasken vorhanden gewesen seien.

Nun liest die Klasse den Artikelschluß. Ines Haji meint, darin ginge es um die Ursachen des Unfalls. Auch der Deutschlehrer denkt so. Deshalb stellt er sofort die Frage, warum diese Gründe erst zuletzt zur Sprache kommen. Andreas Themessl sagt, daß Zeitungsartikel die unwichtig scheinenden Sachen zuletzt ansprechen. Denn viele Leser würden sich nur für die Fakten interessieren, nicht so sehr für Gründe und Ursachen. Herr Schiller konstatiert zuletzt, in dem besprochenen Artikel werde wieder das Prinzip der umgekehrten Pyramide angewendet.

Zu 4.)

Nun ergibt sich die Frage, welche besondere Bedeutung die Interviews in einer Zeitung besitzen. Daniel Rothaug gibt Antwort. Man erfahre in diesen Texten die persönlichen Meinungen und Eindrücke eines bestimmten Menschen. Wegen der Textsorte Interview wird nun ein Arbeitsblatt ausgeteilt. Wir erfahren, es gebe zwei Arten von Interviews. Das dialogische Inter-

view bedeutet ein Gespräch zwischen zwei Gesprächspartnern. Dagegen werde in einem beschreibenden Interview nacherzählt, was ein Berichterstatter dem Gesprächspartner auf dessen Fragen mitteilte.

Dementsprechend erkennt die Klasse nun auf ihrem Arbeitsblatt diese zwei Arten. Man wendet sich zuerst dem dialogischen Interview zu. Interviewt wurde der bekannte Filmschauspieler Mario Adorf. Stefanie Worliceck wird beauftragt, den Fragesteller zu lesen, und Kerstin Balanowski übernimmt den Star. Da unterbricht der Deutschlehrer die Schülerin Kerstin. Denn sie wirkt un-konzentriert, lacht unbeherrscht und liest so schnell, dass alle denken, Adorf sei eine Ratschkatl. Diesen Stil müsse sich das Mädchen abgewöhnen. Schließlich nimmt sie sich zusammen und kommt voran.

Da im Interview davon die Rede war, fragt Herr Schiller, was eigentlich ein Regisseur sei. Wofür sei ein solcher denn zuständig? Stefanie Worliceck erklärt den Sachverhalt richtig. Der Regisseur leite die Inszenierung und Aufnahme eines Films. Ferner weise er die Schauspieler an. Nun soll Leopold Rollinger zum Zuge kommen. Aber er weiß keine rechte Antwort auf die Frage, was eine Sequenz sei. Fabian Michl springt für ihn ein und erklärt, unter einer Sequenz verstehe man im Film eine ganze Reihe von inhaltlich zusammenhängenden Szenen, die in unmittelbarer Folge gedreht werden können.

Fabian erhält anschließend den Auftrag, die Interview-Fragen einzeln vorzulesen! Sodann wird ein neues Problem formuliert. Wie seien die Fragen eines Interviews gestellt? Es ergibt sich: Ein Interview enthalte persönliche Fragen. Herr Schiller ergänzt, man müsse Personen so befragen können, dass die Antworten nicht einfach nur zu bejahen oder zu verneinen seien. Denn solche Fragen sind im Interview ganz ungeeignet. Die Leser erhalten nämlich dann aus der Zeitung eine ausführliche und persönliche Antwort.

Kim Röntgen liest das beschreibende Interview vor. Herrn Schiller fällt sogleich auf, dass dieser Text einen Fehler enthalte. Dieser bestehe darin, wie Stefan Thermann erkennt, dass es von Mario Adorf heiße, dieser betrachte Billy Wilder als wichtig. Es müsse jedoch im Konjunktiv heißen, daß er diesen betrachte.

Jemand sagt, der Text, um den es gehe, enthalte viele Nebensätze. Die Klasse erhält anschließend den Auftrag, das ganze beschreibende Inter-

view in die direkte Rede zu versetzen, also daraus etwas Dialogisches anzufertigen.

Zu 5.)

Nun ertönt das Klingelzeichen. Die Schüler sollen die im Gange befindliche schriftliche Arbeit zu Hause vollenden. Außerdem wird ihnen aufgegeben, aus der Mittelbayerischen Zeitung ein Interview auszuschneiden.

Schüler der Klasse 8a und Protokollführer

Wolfgang Borchert: Mein bleicher Bruder

Deuten Sie diese Kurzgeschichte! Gehen Sie dabei von Inhalt und Aufbau aus! Untersuchen Sie die sprachlichen Mittel und deren Wirkung! Wie beziehen sich Überschrift, Satzeschlüsse und Farbadjektive aufeinander? Was besagen "Marionette" und "Laus" im erzählten Zusammenhang? Berücksichtigen Sie ferner, daß der Autor das "Kainsmal" meint, womit er den Brudermord an Abel anspielt, laut Bericht der Bibel (1. Moses 4, 1 ff.)!

Wolfgang Borchert gilt als der vielleicht wirkungsvollste Dichter der unmittelbaren Nachkriegszeit. In seinen meist kurzen Werken suchte er zum einen die von ihm als unerträglich diskrepant empfundene Absenz von ausreichend Mitgefühl und Humanität zwischen den Menschen darzustellen, wie er sie erfahren hatte. Zum anderen ging es ihm um die spezielle Gefühllosigkeit, ja Grausamkeit in nicht nur im Krieg, sondern auch in der Nachkriegszeit, wie er sie ebenfalls im Krieg, doch besonders erst in der Nachkriegszeit erlebt hatte und zwar als Kriegsheimkehrer. Was er berichtete, was er darstellte und deutete, schien andere zu stören, ja herauszufordern. Aber was er dies in seinen Kurzgeschichten dargestellt hat, ist zeitlos gültig. Man hat das längst erkannt. Wolfgang Borchert fühlte die grundsätzlich zwischen Menschen herrschende schraffe Kälte und die gegeneinander gerichteten Brutalitäten. Was er erkannte und sagte, schien einst, als man die unmittelbare Aktualität empfand, wie aus der Seele geschrien. Aber heute wirkt das Werk nicht lautstark, sondern eher subtil. Uns beeindrucken die leisen Töne, die feinen, raffinierten stilistischen Mittel, die grotesken Bilder und das Spiel mit zynischen Empfindungen. Diese erweisen sich nach verstandener Lektüre zuletzt doch eigentlich immer als solche des Lesers, nicht des Dichters. Wolfgang Borchert wußte wirklich bestens Bescheid, worüber er schrieb. Er hatte den furchtbaren Krieg miterlebt und auch die Roheit, die sich danach fortsetzte. Diese hat ihm, wie es scheint, noch stärker zugesetzt. Die Kriegsnot dauerte ja an, obwohl der Kampf beendet war. Die Geschichte, um die es im vorliegenden Zusammenhang geht, handelt im Krieg, vermutlich im östlichen Winterkrieg, in Rußland. Sie erzählt über einen jungen Mann, der einen ihm persönlich gut bekannten gefallenen Soldaten erkennt. Das geschieht, was aber ebenfalls nicht sicher ist, auf einem Streifengang und zwar an einem Sonntag. Ob der Leutnant den Toten so entdeckt hat, wie er nun daliegt, wissen wir ebenfalls nicht ganz genau. Denn die Geschichte ist schwer zu überschauen. Am besten, man fragt erst nach den Abschnitten.

Was in der vorliegenden Geschichte erzählt wird, besteht aus drei Teilen. Erst zuletzt erfährt man, daß dieser Tote, Unteroffizier Heller, umkam, als er einen bestimmten, doch irgendwie unsicher und vage ausgedrückten Befehl des genannten Leutnants ausführte, der offenbar Zugführer ist. Im Teilstück zuvor, also im zweiten Teil, lernen wir in einem sonderbaren Gedankenmonolog die Gefühle dieses Offiziers gegenüber den toten jungen Mann kennen. Dieser war ihm unterstellt gewesen, ist jedoch inzwischen

umgekommenen. Der ebenfalls junge Leutnant, obwohl nicht deutlich erschüttert, fühlt dennoch so etwas wie Mitverantwortung; merkwürdig nur, daß er allein ist. Gefährliche Streifen- oder Erkundungsgänge erfolgten doch nicht ohne Begleiter. Die Umstände liegen so, daß dieser Offizier tatsächlich die Verantwortung dafür für den Tod des Untergebenen trägt. Wie es sich genau verhält, das hört man erst später. Der Untergebene war ein Jugendfreund. Im ersten Teil der Geschichte wird das vom Leutnant wahrgenommene Bild beschrieben und geschildert, das der daliegende Tote in der eisigen, jedoch absolut sonnigen Schneelandschaft abgibt. Darüber werden wir später reden. Zu wichtig ist die komplizierte Vorgeschichte.

Thema ist vor allem die Verantwortung der Menschen fürs Leben der Mitmenschen. Diese sollten zueinander alle wie Brüder sein. Aber Brudermord kommt ja vor. Mordfälle geschehen in der Mehrzahl gegenüber nahen Verwandten oder ansonsten Vertrauten. Fast denkt man zunächst, liest man die Geschichte gründlich und denkt darüber nach, der Unteroffizier sei geradezu mit Absicht getötet, mit Absicht in den Tod geschickt worden. Warum denn kam er so ganz allein ums Leben? Warum gab es keinen Begleiter? Streifen und Posten sind immer doppelt besetzt! Wurde er gar von dem Leutnant erschossen? Kameradenmord kam vor, wie wir wissen, aus niederen, aus verwerflichsten Beweggründen. Die Vorgeschichte, wie wir sie den Gedanken des Leutnants entnehmen, wirkt zunächst, als gäbe es ein Motiv .

Dafür, daß es in der Geschichte wirklich um einen Kameradenmord geht, haben wir allerdings keinen logisch zwingenden Anhalt, keinen einzigen unwiderleglichen Hinweis. Aber völlig ausgeschlossen wäre ein solcher Mord nicht. Der Gedanke drängt sich irgendwie auf. Und so soll es wohl auch sein. Die Frage ist allerdings nicht einmal sonderlich wichtig. Denn wenn man es ganz genau nimmt, kann jeder Mensch zum Mörder eines Mitmenschen oder, wenn man will, Kameraden werden, oder noch besser, nämlich christlich gesagt zum Mörder des eigenen Bruders, überall und immer. Das kann auch heute vorkommen, mitten im Frieden, zum Beispiel wenn jemand einen Mitarbeiter mit dem Lastwagen in den Straßenverkehr schickt und sich ein tödlicher Unfall ereignet. Wer verantwortet einen solchen Todes- oder gar Brudermordfall? Diese Überlegungen sind wichtig. Folglich mußte ihnen nachgegangen werden. Es geht ums Verständnis des Begriffs vom Brudermord.

In einem gewissermaßen rückschreitenden Verfahren sprechen wir nun den Inhalt des zweiten Teils der Geschichte an. Die Gefühle des Leutnants beim Anblick der Leiche, die da so grotesk in Sonne und Schnee liegt, wirken merkwürdig ambivalent. Jugenderinnerungen und eine eigentümliche Mischung von menschlichem Verständnis, auch von ein bißchen Wehmut, doch von einer nicht einmal geringen Portion Spott mischen sich in diesen Gedanken. Wir vernehmen gutmütig-kameradschaftlich Empfindungen. Aber sie können auch schockieren. Manches davon wirkt wie endlich befriedigte Häme.

Denn dieser Gefallene hatte in seiner Jugendzeit dem Leutnant manches voraus, was jungen Menschen wichtig scheint. Es könnte dem inzwischen ranghöheren Offizier gleichgültig sein. Denn er hat beim Militär mehr erreicht, weshalb auch immer. Von Haß des Leutnants auf den Toten zu sprechen, ist jedoch zuviel. Der Leutnant denkt Gutes und Schlechtes über diesen, und wie er denkt, spricht nicht immer gut für die Person. Andererseits tun wohl alle Menschen ähnlich, die einander lange kennen, Freunde waren, doch nicht mehr sein können. Inzwischen kennt man einander zu genau. Und äußere Umstände, der militärische Dienst, der Krieg und der Kampf ums Überleben lassen das freundliche Verhältnis nicht mehr zu. Überdies mindern sich freundschaftliche Verhältnisse auch deshalb, weil sich die Menschen sich mit der Zeit psychisch verändern.

Borchert schildert das, was soeben analysiert wurde, in so direkter und sprachlich wirksamer Offenheit, daß es fast schockiert. Literarische Gegner warfen ihm deshalb eine zynisch zu heißende Menschenverachtung vor. Dieser Vorwurf ist unzutreffend. Das Gegenteil trifft zu. Worin besteht es? Eine schwierige Frage.

Wir suchen die richtige Antwort. Deshalb müssen wir uns nun in einer Art Exkurs mit der Jugendgeschichte der beiden Figuren befassen. Solche Arbeit ist bei Interpretationsarbeiten zu literarischen Texten oft nötig. Was ist ein Mensch ohne seine Jugendgeschichte? Jeder besitzt eine. Der Leutnant, der überlebt hat (noch, wollen wir einschränken), kannte den Toten ziemlich gut. Dieser war ein Jugendfreund. Vermutlich, so kommt uns die eigene Phantasie zu Hilfe, hat sich dieser Freund in den zeitüblichen kindlichen Indianerspielen einst rot und schwarz im Gesicht bemalt und ihn, den Freund und späteren Leutnant, damals in der Kindheit das Bleichgesicht Hängendes Lid oder ähnlich und vielleicht gar Blutsbruder genannt, halt so, wie Jugendliche sich vorstellen, daß man sich ausdrückte, wenn rote und

weiße (und auch schwarze) Männer miteinander sprachen. Der Leutnant war also einst für den jetzt gestorbenen Unteroffizier, dem früheren Knaben Heller der bleiche Bruder. Das war ein bisschen spöttisch, neckisch gemeint, jedenfalls nicht feindlich, sondern harmlos, ein Übername, wie man sagt. Ein bisschen gestört hat des den Leutnant, dessen Namen wir nicht erfahren, in seiner Jugend schon, nicht nur, weil es auch einen Spitznamen bedeutete, sondern noch aus weiteren Gründen. Darüber später noch mehr. Dieser Heller war immer eine Frohnatur, der niemanden wirklich etwas zu Leide tat. Aber jetzt, hier in Rußland, in diesem Moment, kommt dem Keutnant in den Sinn: Nicht mehr er selbst, sondern Heller ist jetzt der wahre bleiche Bruder, ist leichenblaß. Er ist eine Leiche, ein Kadaver. Ihm war der Tod bestimmt. Das denkt der Leutnant nicht, doch der Leser errät es. Denn der Name Heller beweist es. Er ist Todessymbol, meint Leichenblässe und Verwesung. Der Namensträger war gewissermaßen fürs Fallen prädestiniert. So begreifen manche Menschen den Tod. Die einen kommen um, die anderen nicht, an der Front, im Granathagel, oder in der Heimat, im Bombenhagel. So denkt der Leutnant jedoch nicht. Wenn er wollte, könnte er den Fall, dieses Ende, damit auf sich beruhen lassen. Aber so leicht kann man es sich eben nicht machen. Wir sind für unsere Brüder verantwortlich. Der Leutnant war als Offizier dientlich zur Fürsorge verpflichtet. Er war damit doch der Hüter seines Bruders, konkret; ist nicht religiös oder ansonsten metaphysisch gemeint. Damit haben wir einen Teil der Vorgeschichte enthüllt, wie der Zusammenhang es erforderte. Wir werden sie nochmals ansprechen müssen.

Nun aber zum ersten Teil. Wir dürfen die Geschichte doch nicht beständig von hinten aufzäumen. Mehrfach betont der Erzähler im am Anfang, daß schöner Sonntag ist. Man denkt an sonntägliche, an feiertägliche Stille, an sonntägliche Farben, an Natur- und Kleiderpracht, an schöne, weil innerlich festlich gestimmte, aufgeräumte Menschen. Wir lesen in der Tat von außerordentlich eindrucksvollen Farben . Der Autor schildert im ersten Teil der Geschichte eine ganze Anzahl von Lichtnuancen. Denn helles Sonnenlicht reflektiert so stark in frisch gefallenem und anschließend überfrorenem Schnee. Das Licht wird irisiert. Jeder kennt diese Erscheinung, diffuses Sonnenlicht, das unter solchen natürlichen physikalisch-meteorologischen Voraussetzungen entsteht. Es überzieht die Natur und alles andere mit einem ganz eigentümlichen, ganz unterschiedliche Stimmungen bewirkenden Widerschein. "Die Sonne, die liebe Sonne, unsere liebe Sonne", so heißt es hier fast kindersprachlich in einer dreifachen Steigerung, lacht auf diese Welt herab, die im Harsch strahlt wie ein Brillant, in

allen Farben, nämlich in den Regenbogenfarben. Es sind zugleich "Aquarellfarben" . Sie würden für ein ganz wunderbares Bild taugen.

Aber das tun sie eben in Wirklichkeit nicht. Sie bedeuten nicht Schönheit, sondern stehen im Kontrast dazu. Die Welt ist anders, als sie scheint. Schönheit der Welt ist Täuschung. Man sieht den toten Unteroffizier hingestreckt, wegen der Verletzung, Sprengstoff- beziehungsweise Splitterwirkung merkwürdig verkrümmt liegend, wie eine unbrauchbar gewordene, zum Abfall geworfene Marionette. Eine anatomisch unmögliche, grotesker Haltung. Nicht irisiertes Licht, ein Leichentuch gehört darüber. Ein grotesker Tod, ein armseeliger Tod! Die gänzlich abgemagerter Leiche, in längst ganz untauglich gewordener Kleidung. Diese besteht aus abgenutzten, notdürftigen Lumpen. So haben Menschen vegetieren müssen, im Dezember 1941 an Moskauer Straßenbahn-Endhaltestellen und ein Jahr später in Stalingrad und noch an vielen anderen Orten. Wir kennen solche Bilder oder sollten sie kennen. Das Leben verloren sie unter einer leuchtenden Wintersonne, zerlumpt, ausgehungert, angeschossen, verkrümmt, zerfetzt.

Das ist niemals richtiger Sonntag, jedenfalls keinen friedlicher, trotz der reinen, weißen Farbe, die bei den Tannen gar Grün- oder Blautöne aufweist. Das sind die irisierten Regenbogenfarben. Es ist nicht wirklich ein Tag des Herrn; es ist nur ein sonniger Tag. Kinder sprächen an einem solchen Tag von "unserer lieben Sonne". Der Autor verwendet gerne Umgangs- oder gar Kindersprachliches und zwar mit voller Absicht. Denn diese Menschen sind wie Kinder, weil sie die Welt nicht verstehen können. Sie erkennen kaum, was die von ihnen wahrgenommenen Bilder bedeuten, die sie hier sehen. Sie beeindruckt der oberflächliche Schein, doch nicht die Realität. Ihr wichtigstes Subjekt ist grotesk verzerrte, marionettenhaft hingestreckten Tote. Der Schnee ist weiß, schwarz das gefrorene, rot das noch warme aus der Leiche quillende Blut. Es ist ein wahrhaft schreiendes Bild, das der Leutnant erkennt und auch wirklich wahrnimmt, nämlich den im wahrgenommenen Bild vernommenen Schrei einer Marionette. Das ist das Subjekt. Bei allem anderen handelt es sich nur um schön beleuchtete Objekte.

Auf den Vergleich mit der grotesk verzerrten Marionette müssen wir genauer eingehen. Marionetten waren alle, die in den Krieg ziehen mußten, gut funktionierende, wie noch der Leutnant. Eine kaputte Marionette ist inzwischen der Unteroffizier Heller. Und dem Leutnant fällt nun ein, daß der Tote doch einst ein so schmucker Kerl war, gerne angeschaut von den

jungen Frauen. Aber jetzt sind seine Gliedmaßen abstoßend gespreizt. So ist das eben, denkt der Leutnant. Ja, zweimal ja und dreimal ja. Ist diese Feststellung, ist diese Wiederholung Häme? Nur ein bißchen. Es handelt sich überwiegend um eine besondere Abgebrühtheit, mit einem eigentümlichen Anhauch verdeckter Sentimentalität. Wir können und wollen das nicht ganz und gar entscheiden. Die so simpel ausgedrückten psychischen Regungen des Leutnants angesichts der Marionette sind gemischt-vielseitig. Sie lassen sich rational nicht ganz und gar erschließen. Man muß diese Sprachkunst lange auf sich wirken lassen, bis sie sich dem Leser wie von selbst öffnet.

Diese Mischung erschreckt. Sie enthüllt etwas, das von vielen, als sie es erlebten, nicht ganz wahrgenommen oder später ungerne eingeräumt wurde. Der Leutnant empfindet nicht eigentlich Mitleid. So starke Regungen konnte man sich, um zu überleben, um die Sinne fürs Nächstliegende aufzuspüren, fürs primitive Überleben, gar nicht leisten. Man ersetzte das Mitleid, verspürte man überhaupt etwas dergleichen, mittels oberflächlichem Sentiments. Übrigens empfanden Soldaten nach Gefechten, das wird militärpsychologisch oft beschrieben, beim Anblick sogar ihnen bekannter Gefallener wirklich eine Art Befriedigung. Es handelte sich um eine euphorische Befriedigung darüber, daß es nicht sie selbst, sondern andere erwischte hat. Das ist die in der Psychologie bekannte Euphorie des Überlebens. Der Leutnant stellt keinesfalls ein abgestumpftes Frontschwein dar, das gar nichts mehr rührt. Die Dinge liegen viel subtiler. Er empfindet immerhin ein bißchen Sentimentalität, nicht mehr, obwohl er selbst es war, der den Todeskandidaten Heller zum Sterben brachte. Es ist eine oberflächliche Sentimentalität, eine solche, mit denen das Lied von Lilli Marleen die Millionen anrührte, die grau oder braun trugen. Nicht ganz umsonst warf man Borchert die Nähe zum Kitsch vor. Dennoch handelte es sich um ein Mißverständnis. In Wirklichkeit enthüllt Borchert kitschige Empfindungen, die es im Krieg tatsächlich gab. Diese werden von ihm als banal, als unmenschlich entlarvt. Deshalb können sich Leser über die Gedanken des Leutnants empören, der in der Geschichte vor einer Marionette. Diese Empörung bedeutet in Wahrheit ein kitschiges Empfinden.

Mancher Kritiker, der am Krieg teilgenommen hatte, schalt den Autoren einen Zyniker, weil er in dessen Werk eigene Empfindungen wiederfand, die er sich nie eingestanden hätte. Die Ästhetik des Wolfgang Borchert ist scheinbar simpel, in Wirklichkeit ziemlich raffiniert. Sie erinnert übrigens manchmal an den Maler Georg Grosz und an dessen Kriegs-

Schauerästhetik, die allerdings nicht selten zur Karikatur geriet. Aber wir müssen diese äußerst komplizierte Frage nun abbrechen, um weiterzukommen. Wolfgang Borcherts künstlerische Raffinesse ist eine humane, weil sie mit der Schauerästhetik und dem Zynismus kein Spiel treibt, sondern diese Mittel zu humanistischem Zweck einsetzt.

Es wird nun ganz deutlich: Wie Borchert das objektive Kriegsgeschehen und das subjektive Kriegserleben skizziert, provoziert es. Man ist schockiert; Furchtbares gelangt zur Sprache, und man fragt sich: Wie ist es möglich, daß sich dergleichen unter der Sonne abspielen kann? Wie ist es möglich, daß Menschen so handeln, denken, empfinden können? Borcherts Sonne ist gar nicht lieb. Stimmt etwas nicht an der Ordnung der Welt?

Was man hier sieht, schreit. So ist es. Die unbrauchbar gewordene Marionette schreit und zwar theatralisch (falsch) beleuchtet. Borchert malt ein schreiendes literarisches Bild. Das ist zugleich Synästhesie. Man sieht etwas, doch ins Bewußtsein dringen andere Reize, "die stummen Schreie des Toten". Dieser Ausdruck bedeutet im Zusammenhang des Textes eine vom Autor dreimal wiederholte und so zur Klimax gesteigerte Metapher, ein für ihn ganz typisches dichterisches Mittel. Nur eiskalter Schnee halte so etwas aus, heißt es nochmals metaphorisch, der so "sauber ist wie ein Tierauge" .

Das ist ein äußerst merkwürdiger, doch höchst bedeutsamer Vergleich. Wir überlesen ihn beim ersten Mal, zumal er sich schon am Anfang der Geschichte besindet. Wieder eine Stelle, die sich rational kaum deuten läßt. Denn es bedarf einer komplizierten Assoziationskette. Trotz dieser Schwierigkeit wird jeder Leser, wenn ihm dieser Vergleich auffällt, an etwas Bedrohliches denken. Ein bisschen Hinterlist bedeutet es schon von Borchert, diesen kaum erschließbaren, doch aufschlußreichen Vergleich (man gestatte die groteske, Ausdrucksweise) nach eingehender Prüfung doch aufschlußreichen Vergleich in den Anfang der Geschichte hineinzupacken oder zu verstecken, wo er kaum auffällt. Inzwischen aber wissen wir: Niemand kann die Grausamkeit der Welt erkennen und verstehen, geschweige denn sich darin behaupten. Die Welt im Sonnenlicht scheint rein wie ein Kristall. Sie sprüht in den Regenbogenfarben und man denkt ans reinigende und klärende Regenbogenlicht, das die Göttin Iris über die Welt verbreitet, an die Farbpalette von Aquarellmalerei. Es ist aber keine Gottheit, die so glänzt, sondern ein Tierauge. Die Welt ist entgöttert. Muß man auch sein wie ein Tier, um den Schrei einen toten Marionette ertragen zu können?

Oder ist etwas Tierhaftes in der Welt, etwas Raubtierhaftes gar, das die menschlichen Marionetten kaputtmacht, daß sie grotesk alle Viere von sich strecken?

Der erste Teil der Geschichte stellt somit eine äußerlich zunächst als schön geschilderte, sogleich aber als gräßlich entlarvte Kriegsästhetik dar. Es ist ein Bericht über Farben, Stimmungen und Töne. Jemand erzählt und schildert sie wie nachempfunden. Wir kennen ihn nicht, der hier berichtet. Aber er weiß, wovon er spricht. Er leistet das in Bildern und Symbolen. Wichtigstes Symbol ist das Tierauge, dessen Bedeutung sich erst nach einigem Nachdenken erschließt. Der zweite Teil wurde ganz anders gestaltet. Hier handelt es sich um eine an den Toten gerichteten Monolog Rede des Leutnants, eine Anrede, nicht um eine Zwiesprache. Es kann keine Antwort mehr erfolgen. Der Leutnant erwartet auch keine. Das erzählerische Prinzip ist anders als im ersten Teil. Man liest, was der Leutnant in Gedanken dem Unteroffizier sagt. Man erlebt dessen stille Rede. Der Leser erfährt etwas, das sich in Wahrheit ganz stumm vollzieht. Mittels der merkwürdigen, zunächst doppelt, dann dreifach wiederholten Bejahung "Ja. Ja ja. Ja, ja, ja" bestätigt der Leutnant alles, was er sieht, was er weiß und was dem toten Unteroffizier widerfuhr. Eine eindeutige und unglaublich simple Klimax! Solche mehrfach gesteigerte Wiederholungen sind Borcherts auffälligstes und wirkungsvollstes Stilmittel. Sie wirken trotz ihrer Simplizität unheimlich intensiv. Andererseits erzeugen sie eine ganz spezifisch unterkühlte, beruhigende, scheinbar tröstliche, in der Tat fast beruhigende, ja einschläfernde Stimmung. Diese stilistische, scheinbar widersinnige Gegensätzlichkeit bringt Wendungen, Motive, ja ganze Sätze hervor, die außerordentlich viel Raffinesse verbergen und deshalb zunächst schwer deutbar scheinen. Keine in der Geschichte noch nachfolgende Symbolik ist jedoch so schwer deutbar wie diejenige des Tierauges. Darauf baut vieldeutige Farben-Leitmotivik auf. Manche Kritiker sagten, hinter den magischen sprachlichen Gebilden Borcherts verbürge sich die artifizielle Professionalität des blanken Zynismus. Davon war bereits die Rede. Wenn es stimmt, wird man jedoch zugeben, daß nach Kriegsende eben sehr vielen Menschen nur die Flucht in den Zynismus geblieben war. Dieser Zynismus stellte einen Versuch dar, Unverständliche, das Geschehen war und das man nicht begriff, immerhin psychisch zu bewältigen. So geschah die Abreaktion. Und in der Tat wurde doch nach 1945 bis heute noch kein gesamtgesellschaftlicher geistiger Konsensus hergestellt. Verbreitet ist lediglich ein oberflächlicher Demokratie-Begriff und ansonsten der wirtschaftliche Ego-

ismus und eben der Zynismus. Wir müssen diesen Sachverhalt im Auge behalten.

Jedenfalls klingt das, was der Leutnant in Borcherts Kurzgeschichte zu dem Toten sagt, durchaus nicht ohne Mitgefühl. Es ist überhaupt eine einfache Sprache, die der Autor hier und ansonsten benutzt. Manchmal hört sich diese sonderbare Totenrede an, wie halt Kameraden miteinander sprechen, umgehen, verkehren. Jeder versteht, wie Kameraden, wie Menschen ebenfalls manchmal gegeneinander empfinden, zum Beispiel auch neidisch. Der tote Unteroffizier war ein lustiger Bursche, einst, die Mädchen mochten ihn deswegen und vielleicht auch wegen der glänzend geputzten, vielleicht gar lamettabhängten Uniform. Er war ein Weiberheld, stellt der Leutnant fest. Ist das Neid? Ist das gar Bettneid? Jetzt, als Toter, wirkt Heller auf den Leutnant schläfrig, weil oder obwohl er nicht nur wie tot, sondern wirklich tot daliegt. Schläfrig wirkte er, der Leutnant, früher selbst auf seine jugendlichen Freunde. So erfahren wir nun. Wegen dieser nur scheinbaren Schläfrigkeit wurde er einst wie von Läusen gequält, das heißt, nämlich gehänselt. So jedenfalls sagen seine Gedanken. Denn eines seiner Augenlider hing herab, weshalb er damals und wahrscheinlich immer noch so schläfrig und langweilig wirkte, sodaß die Frauen von ihm nie viel Unterhaltsames, Vergnügliches, Aufregendes erwarteten, eben nichts Erotisches.

Der Leser ist arg betroffen. Ein Offizier scheint wegen des Tods des ihm unterstellten Soldaten für einen Augenblick fast so etwas wie Befriedigung zu empfinden, dann kameradschaftliche Gefühle, schließlich Neid. Gibt es das? Kommt so etwas vor? Wie Läuse hingen die Jugendfreunde an ihm und quälten ihn wegen des mißgestalteten Augenlids. Dieses ist natürlich ebenfalls ein Todessymbol; Tote sind ja wie Schläfer, denen die Augen zufallen. Und natürlich ist der Leutnant genauso vom Tode bedroht in dieser hellen Schneewüste wie jeder andere; sechs Wochen Großkampftage gab man einem Zugführer an der Front. Hindert das herunterhängende Lid den Leutnant eigentlich am Sehen, am Erkennen? Übrigens können auch kaputten Marionetten die Augenlider herunterhängen. Wir sehen schon: Ein Leutnant ist nicht viel besser dran als der Unteroffizier Heller. Jedenfalls vermag ein vom Lid teils verdecktes Auge nicht zu glänzen wie ein Tierauge, nicht alles so ungerührt wahrzunehmen und zu ertragen. Vielleicht ist der blasse Leutnant mit dem hängenden Lids kaltschnäuziger als andere, eben weil dieses sein Auge mit dem Hängelid nicht glänzt und nicht erkennt. Vielleicht konnte man den Krieg nur ertragen, wenn man nicht richtig hinsah. Für uns ist das alles schon sehr lange her. Dennoch

berührt uns Borchert noch immer sehr stark. Vielleicht verstehen wir ihn nun so, daß er eher grundsätzlich sagen wollte, man könne, bevor man umkommt, die Welt überhaupt nur ertragen, wenn man nicht richtig sieht wie der "Bläßling mit der käsigen Haut", der Leutnant "mit dem kleinen Defekt im Auge" oder wenn man einfach aus frohem und harmlosem Gefühl lebt wie Unteroffizier, der nicht bleicher Bruder, aber Heller heißt und in Wirklichkeit nur helle gegenüber Mädchen ist. Auch das sind Fragen, um die es in Borcherts Kurzgeschichte geht.

Unteroffizier Heller wird nicht mehr aufstehen, denkt der Leutnant; er liege da, als ob er nicht bis drei zählen könne. "Kannst du auch nicht. Kannst nicht einmal bis drei zählen." Und das sei gut so, befindet dieser seltsame Offizier aus Anlaß des Todes eines Kameraden. Denn nun sei die bis in die Kindheit zurückreichende Hänselei zu Ende. Und er nennt das "gut so, sehr gut". Wer sei denn jetzt wie entschlafen? Jetzt sei Heller der "bleiche Bruder mit dem hängenden Lid". Es sind dieselben Gedanken, die sich wiederholen. Wir glauben, der Leutnant hat den Tod des Unteroffiziers nicht gewünscht. Die von ihm geäußerten Sentimentalitäten machen eher glauben, daß er diesen Tod vermutlich doch bedauert, auch wenn dies ziemlich schnoddrig geschieht. Soldaten, mit plötzlichem Tod von konfrontiert, reagieren spontan mit Befriedigung darüber, daß es sie nicht selbst erwischt hat. Von diesem psychologischen Effekt war bereits die Rede.

Und in der Tat; der Leutnant hatte Glück gehabt. Denn zuletzt, im dritten Teil der Geschichte, erfahren wir, was den Anlaß darstellte, daß Heller fiel und kein anderer. Das Dutzend Leute, die noch den Zug ausmachen, sind fortgegangen, des toten Unteroffiziers Leiche für ein Soldatengrab zu bergen. Jetzt sitzt der Leutnant in einem Bunker und laust sich, so wie er sich schon gestern gelaust hatte . Gestern hatte Unteroffizier Heller gerade Weibergeschichten erzählt, als von draußen Schüsse vernimmt. Jemand tritt ein und meldet, der Bataillonschef befehle jemanden vom Stützpunkt zu sich. Gemeint sind wohl der Zugführer oder ein Unterführer. Der Leutnant macht sich fertig und will gehen. Heller widerspricht in seiner flapsigen, ein bisschen frechen, doch eigentlich freundlichen, ja wohlmeinenden Art. Eine unbedeutende Aufsässigkeit steckt dahinter. Er sagt, der Leutnant solle nicht gehen; er solle vor dieser Anstrengung erst doppelte Ration beantragen; er sei schon zu schwach; sein Skelett gleiche bereits einem Xylophon ; auf diesen Rippen könne man schon spielen. Es ist eine kleine, auch makabre Frechheit; eine Anspielung auf den Totentanz. Heller kündigt dem Leutnant den Tod an, so oder so. Sarkastisch revanchiert sich der Leutnant,

indem er den Unteroffizier auffordert, dann solle doch dieser gehen. Der folgt tatsächlich ohne Widerspruch, faßt die Antwort als Befehl auf, obwohl es gar nicht sicher ist, ob es sich wirklich um einen solchen handelt, nicht nur ein flapsig klingende unbedeutende Zurechtweisung. Heller sagt ohne Widerrede Jawohl und kommt nicht wider .

Das alles geht dem Leutnant durch den Kopf, während er sich entlaust. Heller "wird nie mehr 'Mein bleicher Bruder Hängendes Lid' zu mir sagen", und das klingt traurig. Denn Heller war für ihn gestorben, obwohl er, sein Zugführer dazu bestimmt war. Die Rippen, auf denen man Xylophon spielen könnte, zeigen, ja beweisen das. Der Leutnant entging dem Tod, weil er jemand anderen schickte, der für ihn starb. Ist das Schuld oder Zufall? So geht es im Krieg zu und vermutlich auch sonst, wenn auch in kleinerem Ausmaß. Es auch ein schlechtes Gewissen, mit dem der Leutnant, dessen Namen wir nie erfahren werden. Jesus Christus starb für andere, weil seine Reden störten und Heller starb, weil er ihn, den Leutnant lästig schien wie eine Laus, weil er ihn, dem einstigen Spielgefährten und jetzigen Vorgesetzten ein bisschen schwach kam. So wollen wir uns für dieses Mal jargonhaft ausdrücken, weil der Autor sich selbst gern der (norddeutschen) Umgangssprache und des Jargons bedient. Die anderen im Bunker anwesenden Soldaten hatten über den Vorfall grinsen müssen, so daß sich der Offizier zu einer Reaktion entschließen mußte. Diese bedeutete das Todesurteil für Unteroffizier Heller. Das hatte der Leutnant nicht gewollt.

Und jetzt wird die letzte Laus geknackt. Ein bisschen Blut spritzt zur Stirn des Leutnants. Wir wissen: Damit spielt Borchert auf den Kain an, der den Bruder Abel tötete und zwar aus niedrigen Beweggründen. Der Leutnant ist insofern ein Brudermörder, als alle Menschen doch Brüder sein sollen und Kameraden sollen es besonders sein. Sie sollen sein wie Blutsbrüder, vielleicht so, wie sich kindliche Spielgefährten solche Brüder wirklich vorstellen. Hatte der Leutnant niedrige Beweggründe? Wir wissen es nicht ganz genau. Im menschlichen Unterbewußtsein existieren immer niedrige Beweggründe, Triebe, beispielsweise der Rachetrieb. So kommt es, daß sie ihre Mitbrüder manchmal wie Läuse knacken, ohne jede Rührung . Menschen können zu Brudermördern werden ohne es zu wollen. So ist der Krieg, so ist das Leben. Selten kommt es vor, daß das Kainsmal bei Menschen sichtbar ist, das alle Brudermörder tragen.

Aber mit dieser Erklärung ist die Symbolik des Kainszeichens aus Läuseblut noch nicht ausgedeutet. Genaugenommen handelte es sich bei dem in der Bibel erwähnten Kainsmal um eine Art magisch gemeinte Tätowierung. Die Träger versprachen sich davon viel göttlichen Schutz und Hilfe. gelang dem Kain der Brudermord vielleicht infolge dieses Mals? Wir rühren jetzt an Blasphemisches. Jedenfalls blieb der Leutnant mit dem Kainsmal auf der Stirn am Leben, weil er den einst als Laus apostrophierten Mitbruder Heller in einem übertragenen Sinn ums Leben brachte, so wie man Läuse knackt. Dabei hatte dieser doch sein Läuseblut für den Leutnant hingegeben. Auch das klingt blasphemisch. Es spielt auf den Erlösertod des Jesus Christus' an. Unser Leben, unser Sterben scheinen unbegreiflich. Wir wissen nicht, wie, wann und warum wir gehen müssen. Wichtigste die menschlichen Existenz, etwa das Fortleben und Sterben sowie das Überleben und Morden einschließende Antinomien bleiben uns unverständlich. Darum geht es im Schluß vom Wolfgang Borcherts Kurzgeschichte über den bleichen Bruder.

Künstler, die mehr von den besagten Antinomien fühlen und wissen, müssen manchmal ein bisschen blasphemisch sein, um sich uns mitteilen und etwas erklären zu können. Die meisten von uns werden nur wenig verstehen. Es geht um eine der vielen Antinomien des menschlichen Lebens, der Schuld am Tode von Mitmenschen und darum, wie man diese Schuld verarbeiten kann. Wer diese Arbeit nicht leisten mag, dem bleibt nur der Zynismus. Wolfgang Borcherts hier interpretierte Kurzgeschichte war nach Kriegsende unmittelbar aktuell und ist noch immer brennend aktuell. Denn viele können heute nicht am Leben bleiben, obwohl oder weil andere in einem früher, noch zu Borcherts Lebzeiten ganz unbekanntem Reichtum und Wohlstand überleben, ohne sich über diese Antinomie irgendwelche Gedanken zu machen. Sie sehen ihr Kainsmal nicht, kennen nicht einmal dessen Bedeutung.

Literaturverzeichnis

1. Werke

Borchert, Wolfgang, Auswahl, Moskau 1961.

Borchert, Wolfgang, Das Gesamtwerk. Mit einem biographischen Nachwort von Bernhard Meyer-Marwitz, Hamburg 1959.

Borchert, Wolfgang, Das Gesamtwerk. Mit einem Nachwort von B. Meyer-Marwitz, Halle (Saale) 1957.

Borchert, Wolfgang, Die traurigen Geranien und andere Geschichten aus dem Nachlaß, hrsg. mit einem Nachwort von Peter Rühmkopf, Reinek bei Hamburg 1962.

Borchert, Wolfgang, Nachlaß, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.

2. Bibliografien

Mileck, Joseph, Wolfgang Borchert, Bibliographie, in: German Quarterly 33 (1960), S.233-239.

Burgess, Gordon J.A., Wolfgang Borchert, Hamburg 1984 (= Hamburger Bibliographien 24)

Albinson, Evelyn Antonsen, Georg Büchner and Wolfgang Borchert: A Comparative Study, Diss. University of Minnesota, University Microfilms, Ann Arbor, Michigan, USA, 1968

Cho, Chang-Sub, Versuch einer materialistischen Interpretation von Wolfgang Borchert. Mit besonderer Berücksichtigung des Nationalsozialismus und der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Diss. Berlin 1976

Große, Wilhelm, Wolfgang Borchert, Kurzgeschichten. Interpretationen von Wilhelm Große, München 1995, (= Oldenburg Interpretationen 30)

Große, Wilhelm, Wolfgang Borchert, Kurzgeschichten. Interpretationen von Wilhelm Große, München 1995, S.85 (= Oldenburg Interpretationen 30).

Horst, Manfred, Mein bleicher Bruder, in: Interpretationen zu Wolfgang Borchert, München 1964, S.68-76.

Kaszynskis, Stefan H., Typologie und Deutung der Kurzgeschichten von Wolfgang Borchert, Diss.Posen 1970 (Masch.).

Seifert, Götz Fritz Adam, Wolfgang Borchert: Die Musik in seinem Leben und Werk, Diss. Louisiana State University, Kopie Microfilm Ann Arbor USA 1978.

Das Thema wurde ursprünglich so gestellt: "Erschließen Sie die Kurzgeschichte, indem Sie 1. Inhalt und Aufbau sowie 2. die sprachliche Gestaltung in ihrer Funktion und 3. ihren Aussagegehalt darlegen. Beachten Sie dabei den Zusammenhang von Überschrift, Satzsätzen, Farbadjektiven und den Bildern von 'Marionette' und 'Laus' (mit der Anspielung auf den Brudermord Kains in der Bibel: 'Kainsmal!').- An dieser modisch klingenden Themenformulierung muß man kritisieren: 1. "Erschlossen" wird Baugrund, doch kein Text, denn die Kurzgeschichte, um die es hier geht, war doch bislang für niemanden verschlossen. Warum nicht die klare, bislang übliche und allgemeinverständliche Ausdrucksweise?- 2. Es muß heißen: "...indem Sie den Inhalt und den Aufbau...".- 3. "Ein sprachliche Gestaltung in ihrer Funktion darlegen" ist schlechtes Deutsch: Nominalstil, überflüssige Präpositional-konstruktion; außerdem: Was versteht man unter der "Funktion der sprachlichen Gestaltung"? Ein Aufsatzthema ist nicht deshalb etwa schon gut formuliert, wenn modische Fremdwörter wie "Funktion" und "Struktur" vorkommen.- 4. "Gestaltung" gehört zu den Abstrakta auf -ung, die man besser vermeidet. Verbal ausdrücken!- 5. Ein Schüler versucht besser nicht etwas "darzulegen", sondern einfach zu "erklären"; darlegen ist unpassende Stilebene. Das Verb klingt im Titel eines Schulaufsatzes ein bisschen geschwollen.- 5. Die präpositionale Wendung "mit der Anspielung..." wirkt im Zusammenhang gedanklich unpräzise; es gibt keinen Zusammenhang von "Marionette" und "Kainsmal"; besser neuen Satz bilden: "Untersuchen Sie, wie der Autor auf das Kainsmal anspielt!". Das ergibt auch mehr Interpretationsspielraum. Einen Zusammenhang so präzise herzustellen, wie er in diesem Satz des Themas gefordert wird, erscheint viel zu kompliziert. Es ist eine aufgedonnerte Forderung, die niemand exakt einzulösen vermag und deshalb bei der Korrektur stillschweigend fallengelassen wird! Es handelt sich um thematische Hochstapelei, die nicht zu exaktem Denken und Formulieren hinführt, sondern zu verschwommenem Schwadronieren oder, wie Schüler sagen, zum "Schwafeln".- 6. Nicht exakt ist die Ausdrucksweisen: "Bilder von Laus und Marionette". Abgesehen, daß es sich dabei wohl um schlechtes Deutsch handelt, wäre es sicher besser, von "Symbolik von 'Laus' und 'Marionette'" zu sprechen. So sind die Schüler präziser angeleitet!

Es ist falsch, sich Borchert grundsätzlich als Offiziersfresser vorzustellen. So schrieb er 1942 nach Hause, daß er sich in Jena mit einem Oberleutnant angefreundet hatte, mit dem er jeden Abend die Stadt "unsicher machte"; Seifert, Götz Fritz Adam, Wolfgang Borchert: Die Musik in seinem Leben und Werk, Diss. Louisiana State University, Kopie Microfilm

Ann Arbor USA 1978, S.42.- In "Die lange lange Straße lang" gibt es den klavierspielenden Leutnant Fischer"; ebenda, S.59.- Borchert wird oft zu politisch gedeutet und man übersieht, daß er sich vor allem als Schauspieler und Kabarettist sah. Als solcher wirkte er mit viel Dialektik. Dialektischer, als es oft geschieht, muß das dichterische Werk gedeutet werden. Leutnant Fischer spielt ununterbrochen Klavier; er begleitet gar den Flakkanonendonner. Erst wenn man ganz alleine sei, "spielt keiner mehr für einen Klavier". Auch dieser Beleg ist nicht officersfeindlich; Borchert, Wolfgang, Das Gesamtwerk. Mit einem biographischen Nachwort von Bernhard Meyer-Marwitz, Hamburg 1959, S.257.- Es ist erstaunlich, wie oberflächlich, meist nur antimilitaristisch Borchert in der deutschen germanistisch-didaktischen Literatur gesehen wird, nämlich fast ausschließlich antimilitaristisch. Was Aline Bußmann richtig beobachtete, gilt auch für Hellers Leutnant, nämlich daß der Autor Borchert vor allem Mitleidender ist und Schuldige mehr als Unschuldige liebte. "Deshalb sind auch die meisten Prosagegestalten Borcherts schwache, von der Natur behinderte Menschen."- Kaszynskis, Stefan H., Typologie und Deutung der Kurzgeschichten von Wolfgang Borchert, Diss.Posen 1970 (Masch.), S.25.- Hellers Leutnant eignet ein auffällige Behinderung, das hängende Lid, weswegen man ihn hänselte, und am wenigsten von Unteroffizier Heller, der ihm in Wirklichkeit mit viel Sympathie, ja Mitgefühl gegenübersteht. Das fühlt der Leutnant nicht anders. Deshalb das (vom Autor allerdings nicht mitgeteilte) Gefühl, das Kainsmal zu tragen.

Überzeichnet wirkt es, wenn Manfred Horst befindet: "Kindheit und Jugend dieses Mannes war eine einzige einsame Verbitterung gewesen...alle Menschen, die seinen Weg kreuzen, werden zu Läusen, die nicht weichen, die seine Provokationen erbarmungslos beantworten. Er steht immer draußen, der Kreis der anderen ist für ihn verschlossen, nur höhnisches, nicht endendes Gelächter dringt an sein Ohr." Der Leutnant provoziert doch niemanden! Er handelt jedenfalls nicht egoistisch. Als der seltsam allgemein gehaltene Bataillonsbefehl eintrifft, jemand solle zum Stab kommen, am besten der Leutnant selbst, will er wirklich selbst gehen, obwohl er dem Wortlaut nach einen anderen hätte losschicken können; Horst, Manfred, Mein bleicher Bruder, in: Interpretationen zu Wolfgang Borchert, München 1964, S.68-76.- Dies geschieht nur erst, als Heller befindet, das ginge nicht; der Leutnant sei doch (schwach ausgedrückt) so unterernährt. Ist das Frechheit oder Fürsorglichkeit? Wohl beides.- Ganz undenkbar ist, daß der Unteroffizier Heller seinen Leutnant als "bleichen Bruder" anredet; Kaszynskis, Stefan H., Typologie und Deutung der Kurzgeschichten von Wolfgang Borchert, Diss.Posen 1970 (Masch.), S.64.- So die Meinung des

letztgenannten Autors. Sie ist falsch; es handelt sich nur um eine Reminiszenz aus der gemeinsamen Jugendzeit.- Auffällig ist lediglich, daß der Leutnant die Leiche nichts selbst birgt.- Zurückweisen ist die Auffassung, der Leutnant hoffe auf Hellers Tod, den er als Geschenk des Krieges annehme. Denn er will ja zunächst selbst gehen und keinen anderen schicken.

Die freilich immer auch etwas Unidyllisches, Bedrohliches an sich haben; Große, Wilhelm, Wolfgang Borchert, Kurzgeschichten. Interpretationen von Wilhelm Große, München 1995, S.85 (= Oldenburg Interpretationen 30)

Was natürlich auch ironisch gemeint ist, aber noch mehr enthält, beispielsweise Zynismus und anderes.

Wolfgang Borchert befand sich im Winter 1941/42 bei Witebsk und dann bei Kalinin an der Front.

Die Marionette ist Symbol für die Absurdität des Kriegsgeschehens. Das hat die Literatur über Borchert von Anfang an erkannt. Im Zusammenhang der uniformierten Marionetten sagt Manfred Horst über den (Hitler-) Soldaten (Borchert war selbst einer davon): "Die Komplexität seiner Existenz wird zu einer schaltenden Apparatur verengt und damit vernichtet"; Horst, Manfred, Mein bleicher Bruder, in: Interpretationen zu Wolfgang Borchert, München 1964, S.68-76, hier S.71.- Das ist nur schlechtes Deutsch und bedeutet nichts.

"Die eisenhaltige Luft macht tierisch". So heißt es in einem als Gedicht verfaßten Brief Borcherts von der Front; Borchert, Wolfgang, Das Gesamtwerk, Das Gesamtwerk. Mit einem biographischen Nachwort von Bernhard Meyer-Marwitz, Hamburg 1959, S.340.- Borcherts Einheit gelangte an die Stadtgrenze von Moskau.

Das Gottesauge ist jedem geläufig. Das Tierauge ist dasselbe und gleichzeitig das Gegenteil, nämlich Symbol des abwesenden Gottes. Eine Ableitung, gewissermaßen eine Karikatur beider Begriffe, eben etwas Menschlich-Mißgestaltetes ist das Auge mit dem Hängelid. Hier sei an Borcherts Kurzgeschichte "Auge Gottes" erinnert, in der es heißt: "Das Auge hat der liebe Gott genauso gemacht wie deins!" Es geht um ein Tierauge, um ein Karpfenaug; Sesli, Hüseyin, Wolfgang Borchert, Diss. Erzurum 1970, S.44.

Es ist sicherlich zu einseitig, zu oberflächlich, ja zu stark, die zu dem Gefallenen getanen Äußerungen des Leutnants schlicht als "höhnisch" zu bezeichnen; Große, Wilhelm, Wolfgang Borchert, Kurzgeschichten. Interpretationen von Wilhelm Große, München 1995, S.85 (= Oldenburg Interpretationen 30).- Und es trifft nicht zu, das Verhältnis zwischen Heller und dem Leutnant als "Haß auf den Erfolgreichen und gesellschaftlich An-

erkannten" zu bezeichnen. Der gesellschaftlich Arrivierte ist doch der Leutnant, nicht der Unteroffizier, trotz dessen Erfolgs bei den Frauen. Damit arriviert man sich nicht gesellschaftlich! Und warum Große meint, der Leutnant betreibe gegenüber dem Unteroffizier eine Ausgrenzung (natürlich ein Modewort), ist unersichtlich.

Es ist also dreimal vom Lausen die Rede; das zweite Mal laust sich der Leutnant, als gemeldet wird, er solle sich im Bataillonsgefechtsstand einfinden. Dieses Zusammentreffen spricht dafür, daß ihn quälende Läuse sich auch dort vorkommen, nicht nur unter den jugendlichen Spielkameraden und im Bunker.

Worauf die anwesenden Soldaten grinsen. Denn Heller hat mit dem Entsetzen gescherzt. Diese Art Scherze ähnelt denjenigen, die bei Becket, bei Ionesco vorkommen. Im Falle von Borchert haben sie ferner mit dem Kabarett zu tun. Auch dort macht man gerne Spaß über eigentlich Entsetzliches. Dieses Grinsen gehört natürlich zu einem Leitmotiv des Autors. Denn es heißt im ersten Teil der Geschichte: "Die Welt, diese schneeige Sonntagswelt lachte." Das erwähnte Grinsen entlarvt somit die Makabrität der Natur, in der sich Heller und sein Leutnant aufhalten.

Auffällig an "Mein bleicher Bruder" wirkt, daß keineswegs Angst und Verzweiflung die Figuren prägen. Was Evelyn Antonsen Albinson über Unteroffizier Beckmann sagt, "the motives of 'Angst und Verzweiflung' contribute vitally to the play", gilt nicht für Heller und seinen Leutnant; Albinson, Evelyn Antonsen, Georg Büchner and Wolfgang Borchert: A Comparative Study, Diss. University of Minnesota, University Microfilms, Ann Arbor, Michigan, USA, 1968, S.48.

Dieses Musikinstrument spielt mehrfach bei Borchert in bestimmten Zusammenhang eine Rolle vor; u.a. in "Draußen vor der Tür". Man erinnere sich, daß Borchert in einem HJ-Musikchor mitwirkte und dort die Trommel spielte; Seifert, Götz Fritz Adam, Wolfgang Borchert: Die Musik in seinem Leben und Werk, Diss. Louisiana State University, Kopie Microfilm Ann Arbor USA 1978, S.13.- Im damals einzigen Kabarett Hamburgs, dem "Bronzekeller", benutzte das dortige Ensemble ein Xylophon. Vielleicht hat Borchert dort den Xylophovirtuosen Kurt Engel kennengelernt, von dem sein Vater auch Schallplatten besaß. Nach Aussage des Veters waren Wolfgang Borchert die Klarinette und das Xylophon "besonders bekannt"; Seifert, Götz Fritz Adam, Wolfgang Borchert: Die Musik in seinem Leben und Werk, Diss. Louisiana State University, Kopie Microfilm Ann Arbor USA 1978, S.21.- In "Draußen vor der Tür" gibt es den "schlechterproben blutschwitzenden General"; Gesammelte Werke, S.122.

Es bedeutet in der Tat eine ganz richtige Beobachtung Götz Seiferts, daß viele Kurzgeschichten Borcherts nach dem musikalischen Prinzip des Sonatensatzes aufgebaut sind. Das erste Thema bildet die für die Kurzgeschichte "Mein bleicher Bruder" spezifische Farbsymbolik. Sie steht für Verlassenheit und Tod. Zu ihr gehört auch die Motivik Natur-Tierauge-Gottesferne. Das zweite Thema stellen Läuse und Tod dar. Beide Themen sind sowohl im Anfangs- als auch im Schlußteil belegt. Gewissermaßen um eine Coda handelt es sich bei der sich zuletzt erwiesenen Doppeldeutigkeit des "bleichen Bruders". In motivischer und leitmotivischer Hinsicht am reichsten ist der Mittelteil. Er führt die beiden Hauptthemen ganz vielseitig durch, mit Anwendung von außerordentlich zahlreichen (sprachlichen) Mitteln und Effekten.- Fugenartig durchgebildet wirkt "An diesem Dienstag".- Eher rhapsodisch wirken diejenigen Kurzgeschichten Borcherts, die seine "Heimatdichtung" bedeuten, in denen es um Hamburg geht. Im vorliegenden Zusammenhang sei auf die zahlreichen Gedichte Borcherts zumindest verwiesen, die nach musikalischen Gattungen benannt sind. Ihre Existenz beweist ganz klar Borcherts bewußte musikalische Formungsabsichten.

Es geht in der Kurzgeschichte "Mein bleicher Bruder" vor allem um die Schuld des Leutnants an Hellers Tod. Ihre eigentliche Dialektik besteht darin, daß nicht einmal ganz sicher scheint, ob der Leutnant überhaupt moralisch schuldig ist; juristisch jedenfalls nicht. Man muß stattdessen zunächst auf jene Deutung zurückkommen das das bewußte Zeichen schützen, nicht brandmarken soll. Aber es hat doch gar nicht geschützt; es wurde ja erst nach der Tat getragen. Folglich kann man auch (wieder ein bisschen blasphemisch) deuten, das Stirnmal entschuldige den Leutnant; immerhin rühre die Bluttat so ans Bewußtsein des Täters. Kann es denn in einer Welt, in der die Sonne über die gräßlichsten Bluttaten lacht, jemals moralische Kategorien geben? Hier rühren wir an die nihilistischen Ebenen in Borcherts Werk oder, genauer gesagt, an Borcherts Absicht, die Möglichkeit des Nichts bewußt zu machen. Mitleid ist allerdings stärker als Nihilismus, und so fällt auch der Leutnant darunter. Ihm kann diese Tat vergeben werden. Als Autor Mitleid üben will letztlich immer Wolfgang Borchert. Es gehört zum Begriff seiner "Vernunft des Herzens"; aus anderem Zusammenhang zitiert nach Cho, Chang-Sub, Versuch einer materialistischen Interpretation von Wolfgang Borchert. Mit besonderer Berücksichtigung des Nationalsozialismus und der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Diss. Berlin 1976, S.166.

Niederschrift über die Deutschstunde vom 11. März 2002

Zeit: 10.30 Uhr - 11.15 Uhr

Ort: Goethe-Gymnasium, Klassenzimmer der Klasse 8a

Anwesend: 31 Schüler der Klasse 8d
Oberstudienrat Wolfgang Schiller, Deutschlehrer

Abwesend: -

Schriftführer: Ralph-Constantin Utschig

Tagesordnung: 1. Verteilung der Schulaufgabenblätter
2. Protokollvortrag von Nicolai Völkner
3. Unterrichtsgespräch über Deiche am Meer
4. Lesen und Behandeln eines Textausschnittes aus
"Der Schimmelreiter" von Theodor Storm
5. Hausaufgabenstellung

Zu 2) Nicolai Völkner hält seinen Protokollvortrag über die letzte Deutschstunde am 10. März 2002. Dazu möchte Herr Schiller nun keine Kritik äußern.

zu 3) Hierauf erklärt der Deutschlehrer, daß sich bestimmt schon einige Schüler der Klasse an der Nordsee aufgehalten haben. Als sich dort aufhielten, sind vermutlich vielen die dort üblichen besonderen Einrichtungen des Landschafts auf gefallen, zum Beispiel Deiche. Herr Schiller kündigt an, daß die Klasse eine Geschichte von Theodor Storm lesen wird. Jedoch seien zuerst Begriffsklärungen nötig.

Deiche waren schwierig instandzuhalten. Denn Ebbe und Flut sowie Pflanzenbewuchs gefährdeten die Sicherheit und Stabilität dieser Bauten. Die Klasse hört, daß sich früher die Anwohner zu gemeinsamen Verhandlungen einfanden, in denen es darum ging Deiche zu renovieren. Zu diesen Zweck mußten Steuern ausgeschrieben und Arbeiten organisiert werden. Für den Schutz der Menschen hinter den Deichen wurde ein Deichgraf gewählt. Er besorgte Bau und Unterhalt. Hinter dem Deich befinden sich Warften. Im Gespräch kommen die Schüler darauf, daß es sich hier um künstliche kleine Hügel handelt, auf denen die Häuser stehen. Denn darauf waren sie vor Sturmfluten und Überschwemmungen sicher. Hinter Deichen befand sich der Koog, entwässerte und vielfach geschützte Landflächen, die manchmal gar niedriger als der Meeresspiegel liegen. Hier wird Landwirtschaft getrieben, vor allem Viehzucht.

Herr Schiller schreibt die gebrauchten Fachbegriffe an die Tafel, damit sich alle Schüler das Schriftbild dieser Wörter einprägen.

Zu 4) Nun wird ein Ausschnitt aus der Novelle von Theodor Storm "Der Schimmelreiter" gelesen.

Dann führt der Lehrer einiges über die Hauptfigur aus, Hauke Haien. Er ist Deichgraf. Es geht um eine Sturmflut.

Hierauf fassen die Schüler den Text zusammen. Anschließend liest der Lehrer den Text nochmals vor. Die Frage lautet nun, wie die Stimmung sei, die aus dem gelesenen Stück spreche. Michael Günther meint, diese sei sehr hektisch. Benedikt Sanvald äußert, diese sei ziemlich dramatisch, ja stürmisch.

Der Deutschlehrer fragt, wie sich die Verzweiflung des Reiters in den Wörtern spiegle. Hierzu meint Nikolaus Lenner, vor allem der äußere Naturzustand und die Wassermassen würden dies besorgen.

Herr Schiller regt an, nun zu untersuchen, warum die Natur so aufgewühlt sei. Alle Schüler sollen sich darum bemühen, solche Elemente zu herauszusuchen, die diesen Zustand belegen und erklären.

Andreas Prischenk denkt, alles ziel darauf ab, die Natur und das Meer als ganz unbarmherzig darzustellen. Herr Schiller stimmt zu. Die Elemente würden hörbar gemacht. Kerstin Balanowski äußert, der Mond spiele eine

ganz besonders starke Rolle. Auch dieser Meinung schließt sich Herr Schiller an. Schließlich will er noch Genaueres über den Kampf dieses Mannes hören. Unterschiedliche Auffassungen werden vorgebracht. Der Reiter kämpfe, weil er mit dem Pferd ins Wasser springen möchte, um sich zu töten.

Schließlich beauftragt Herr Schiller die ganze Klasse, für die Husumer Nachrichten eine kurze Meldung über den Inhalt des Textes zu formulieren; nur drei Zeilen lang.

Zu 5) Das Klingelzeichen ertönt. Die Hausaufgabe besteht darin, die bereits gestellte Aufgabe zu Hause zu Ende zu bringen.

Protokollführer

Ralph-Constantin Utschig